Die Christliche Welt

Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Dreißigster Jahrgang

Nr. 16 — Marburg i. H., den 20. April — 1916

Wöchentlich eine Nummer — Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Haltegebühr: Vierteljährlich 2,50 Mark — Unmittelbar vom Verlag Inland und Oesterreich-Ungarn 2,90 Mk., Ausland 3,15 das Quartal; Einzelnummer 0,25 Mk.; Probenummern unentgeltlich; Einbanddecke 1,90 Mk. — Anzeigengebühr 0,30 Mk. die viergespaltene Petitzeile (bei Nonpareille Berechnung des ganzen Inserates nach Nonpareille-Zeilen), Familienanzeigen, Stellengesuche 0,20 Mk. Letzte Annahme für Inserate Freitag. — Postscheckkonto Frankfurt a. M. 9807 — Tel. 202.

Inhalt: Karfreitag und Ostern — Wernles Jesus und die Christologie. Schluß — Der moderne Okkultismus und seine Probleme in ihrem Verhältnis zu Religion und Wissenschaft. Schluß — Von jenseits der Ostgrenze — Bulgarische Legenden. Letzte Reihe — Verschiedenes: Ein feste Burg ist unser Gott (Bartels); Mitteleuropa (Naumann); Die Ostseeprovinzen Rußlands (v Engelhardt); Im Kampf gegen Rußland (Gomoll); Territorium und Reformation in der hessischen Geschichte (Sohm); Literatur; Kleine Mitteilungen — Anzeigen

Karfreitag und Ostern

Es sei denn, daß das Weizenkorn in die Erde falle und ersterbe, so bleibts allein; wo es aber erstirbet, so bringt es viel Früchte.
Joh. 12, 24

Vorm Jahr schrieben wir über unsre Andacht „Kriegs-Ostern“ und das Schriftwort 1. Kor. 15, 55 ff.: „Der Tod ist verschlungen in den Sieg.“ Am liebsten druckten wir noch einmal ab, was wir damals gesagt haben; so sei nur heute ein lautes „Ja und Amen“ zu dem allen hinzugefügt.

Gerade auch darum, weil doch die Stimmung eine andre geworden ist. Nicht müder und matter, wie unsre Feinde hoffen. Man braucht nur den Gedanken an einen voreiligen, unreifen Frieden auszusprechen, und man wird erleben, wie die Gemüter aufflammen. Aber stiller, ruhiger, geduldiger, auch mehr nach innen gewandt als nach außen, wills Gott reiner, tiefer, freier. Wie einer neulich sagte, der in der Front gestanden hat: „In der ersten Hälfte des Krieges wollten wir für das Vaterland sterben, jetzt wollen wir für das Vaterland leben.“ Damit meinte er nicht, daß sie minder bereit seien, ihr Leben hinzugeben; aber dies meinte er, daß die Gedanken über das Unvermeidliche andauernder selbstverständlich gebrachter Todesopfer hinweg heute ganz anders auf das gerichtet sind, um des willen man diese Opfer bringt, auf das Heimkehren und Wirken im neuen Vaterland — wem Gott die Gnade gibt.

Es kann nicht anders sein, als daß Blick und Sinn sich immer gespannter, erwartungsvoller, entschlossener auf die Zukunft richten.

Und diese Zukunft ist verborgen, wie alle Zukunft. Und keine Ungeduld nimmt den Schleier von ihr. Aber ich sagte ja schon: wir sind geduldiger geworden.

Und wenn nun Ostern kommt, mit dem Karfreitag, ein zweites Kriegsostern: da freuen wir uns wohl des Auferstandenen:

Er war ins Grab gesenket,
der Feind trieb groß Geschrei —
Eh' ers vermeint und denket,
ist Christus wieder frei
und ruft: Viktoria!
schwingt fröhlich hier und da
sein Fähnlein, als ein Held
der Feld und Mut behält — —

freuen uns sein und seines Sieges:

Der Tod ist tot, das Leben lebet,
das Grab ist selbst begraben nun;
mein Jesus, der das Haupt erhebet,
will ferner nicht im Kerker ruhn
und stellt mir diese Losung für:
Ich leb und ihr lebt auch mit mir!

Aber hinein in diese Osterfreude nehmen wir mehr als je den Ernst des Karfreitags mit. Wir können den Weg nicht so schnell vergessen, den er gegangen ist, der ewig Lebendige, unser Meister und Herr, der Anfänger und Vollender unsers Glaubens. Und wir sollen das auch nicht. Wir Christen in unsrer Osterfreude eignen uns den Sieg oft zu leicht an, den Jesus uns gewonnen hat. „Unser Glaube ist der Sieg, der die Welt überwunden hat“ — das ist wahr. Aber das Ziel, das der Glaube so in seiner Zuversicht keck vorwegnimmt, ist doch noch nicht erreicht, und der Weg noch schwer, und das letzte Opfer noch nicht gebracht: „Es sei denn, daß das Weizenkorn in die Erde falle und ersterbe . . .“!

Es gibt Patrioten, die da meinen, man müsse unser Volk noch zum Schlusse des Krieges in eine alles vermögende Leidenschaft hineinreißen, ähnlich wie auf der Rennbahn das siegende Roß sie braucht, um auch das letzte Hindernis noch zu nehmen. Das hat etwas sehr Einleuchtendes. Aber ganz abgesehen davon, ob das möglich ist, so muß uns Christen viel mehr daran liegen, daß gerade diese letzte Kriegszeit sich in unserm Volke wandle in eine stille, tragende, alles überwindende Kraft, die da dauert auch über das Kriegsende hinaus, ja dann erst recht. Die kleinen Opfer des Tages, die von Allen verlangt werden, und das viel größere gemeinsame Opfer, daß wir unsre Besten dahingeben mußten, sollen in uns den heiligen Willen zeitigen nicht nur zum Durchhalten, zum vollends Siegen, sondern zu einem bleibend Neuen, Besseren, Heiligeren in allen unsern Zuständen und Schichten. Darauf kommt es an, daß wir mit allem Bewußtsein treu und fromm unser Kreuz auf uns nehmen, ein Jedes, und fest glauben, wir tragen es nicht nur nach Golgatha, sondern wir legen es mit unserm Herrn Jesus ins Grab: ein Weizenkorn, Frucht zu bringen, Frucht die da bleibet, Frucht die nicht einsam ist. Nicht so: ein Körnlein legten wir hinein, unser Leid, unser bißchen Können, unser Opfer, und nun wird uns von dem neuen Tage ein Körnlein wieder beschert; nein, hätten wir es nicht in die Erde gelegt, da wäre es allein geblieben, nun es aber in seinen Tod dahingegeben wurde und wieder lebendig wird, finds der Körnlein viele! „Naturgesetz in der Geisteswelt.“ Sagen wir lieber: Gottes Wille, wie er die Menschen reich, tätig, frei und froh machen möchte. Ach daß sie es doch verstünden! Daß wir Christen ihn und uns verstünden! Daß diese heilige Sehnsucht uns hinrisse dem Ziele zu in diesen Ostertagen und wir mit einander einmütig Gebet und Flehen vor ihn brächten:

O laß auch uns ein Neues hören
in dieser neuen Gnadenzeit,
ein Neues aus des Himmels Chören,
ein Neues aus der Ewigkeit! . . .
Laß deinen Namen neu erschallen,
soweit dein Reich die Erde deckt;
laß alle falschen Götter fallen,
so weit das Kreuz die Arme streckt! . . .
Laß Trost und Frieden neu verkünden
den Herzen, die zerschlagen sind.
Zerbrich das Joch der alten Sünden
und rette das verlorne Kind!

Es ist so unzählig oft geredet von den Schrecken des Krieges. Und von all seinen Schrecken können ja wir, die wir daheim sind, uns gar keine Vorstellung machen. Niemand. Und müßte einer all den Jammer sehen, er könnte es nicht ertragen. Aber das Schrecklichste an diesem Kriege wäre doch, wenn er vergeblich gewesen wäre.

Und es ist so unzählig oft geredet worden von einer großen Zeit. Und in der Tat ist das Schlimme und Schwere des Krieges von Anfang bis heute durchsetzt mit Großem und Gewaltigem. Will jenes uns niederdrücken, dieses erhebt uns wieder. Es taugt nicht, es bringt unsre Seele in Gefahr, wenn wir nur das Eine oder nur das Andre sehen. Aber das Größeste am Großen, das, woran sich die Größe dieser Zeit bewähren muß vor der Weltgeschichte und vor der Ewigkeit, wird doch dies sein: daß der Krieg nicht vergeblich war. Er darf nicht vergeblich sein. Er muß Frucht bringen, viele Früchte. Er muß ein Karfreitagsweg sein bis zum Ostergrabe. Ein Todesweg zum Leben, zum neuen, besseren Leben.

Und da hat die Christenheit ihren Glauben, ihren Mut, ihre Kraft hineinzuwerfen in das große Menschheitsgeschick. War sie bankerott durch den Krieg, oder war sie es nicht: lebt sie, strebt sie, — dann tut sich hier die ungeheure Gelegenheit auf. Und die Welt mag noch einmal gesunden an dem Wesen, das Jesus in seinen Jüngern aufrichtet. R

Wernles Jesus und die „Christologie"

6

Trotzdem glaube ich nicht, daß man Wernles Buch auf den zweiten christologischen Typus festnageln darf. Mit der Unterscheidung bleibender und vergänglicher Elemente, unter welch letztere das Bekenntnis zur Person Jesu gerechnet wird, hat er nicht sein letztes Wort gesprochen.

Zunächst wird man urteilen dürfen — ich bin nicht ganz sicher, ob in Uebereinstimmung mit Wernle oder im Gegensatz zu ihm: die Bedeutung der Person Jesu ist durchaus nicht an einen bestimmten Moment gebunden, etwa den Moment des nahenden Gottesreichs, genauer der Erwartung dieses Nahens. Sie kann ihre Bedeutung auch behalten, wenn dieser Moment längst der Geschichte angehört. Wernle selbst protestiert dagegen, daß man etwa die Forderung an den reichen Jüngling oder die Warnung vor dem Sorgen lediglich aus der eschatologischen Erwartung Jesu erklärt:

Glaubt man im Ernst, unter einem anderen Klima und ruhigeren Zeitläuften würde Jesus sein „Sorget nicht" zurückgenommen und den Seinen erklärt haben: zuerst müßten sie doch für Nahrung und Kleidung gesorgt haben, dann komme das Reich Gottes an die Reihe? Oder glaubt man im Ernst, in anderen Zeiten würde Jesus jenem Reichen zugestanden haben, daß er auch im Besitz aller seiner Güter ohne Schaden für seine Seele das ewige Leben erben könne? (S. 191)

Könnte man hier nicht mit demselben Rechte fortfahren: Glaubt man im Ernst, in anderen Zeiten würde Jesus es für gleichgültig erklärt haben, wie man zu seiner Person sich stellt? er würde sein schroffes Wort: „Wer nicht mit mir ist, der ist wider mich" und sein Strafwort über die galiläischen Städte zurückgenommen haben?

Mag dem sein, wie ihm wolle, im übrigen ist Wernles Darstellung reich an Gesichtspunkten, welche den zweiten christologischen Typus überbieten und zum dritten hinüberführen. Ich hebe den Punkt heraus, auf welchem dies am deutlichsten sichtbar wird: die Wertung der Messiasidee. Der Rationalismus weiß im Grunde mit dem Messiasglauben nichts anzufangen. Er ist ihm unbequem und er würde ihn am liebsten aus dem Evangelium streichen. Auch Wernle empfindet sehr stark die Versuchung dies zu tun. Aber sein historisches Gewissen erlaubt es ihm nicht. Er sagt:

Für uns heute hat ein solches Messiasbekenntnis etwas durchaus Befremdendes. Der Glaube an das künftige Regiment Gottes durch einen menschlichen König aus Davids Geschlecht mutet uns wie eine jüdische Antiquität an; wir spüren im ganzen Messianismus einen gewissen beschränkten Patriotismus, der sich das herrliche jüdische Zukunftsreich nach der Analogie des vergangenen Davidischen Königtums vorstellen möchte, dabei aber eben wieder einmal Irdisches und Himmlisches, Zeitliches und Ewiges durcheinandermengt und die künftige Menschheitsreligion schwer belastet. Und wenn uns bei irgend einem Durchschnittsjuden diese Messiaserwartung gar wohl begreiflich erscheinen möchte, so widerstrebt es uns doch, gerade bei einem jüdischen Frommen, der so im Letzten, Höchsten und Reinsten zu Hause ist wie Jesus, diese Spuren national jüdischer Beschränktheit zu gewahren. Viele unter uns würden es aus Liebe und Ehrfurcht vor Jesus begrüßen, wenn es gelingen könnte, diesen ganzen jüdischen Messianismus auf das Konto der Jünger Jesu zu setzen, zu deren jüdischer Beschränktheit auch diese national jüdische Titulatur gar wohl passen würde. Solche Erwägungen haben ihr gutes Recht zur Erfassung der Probleme; sie würden jedoch geschichtsfälschend wirken, wenn jemand sich ihnen blindlings hingeben wollte, ohne strenge kritische Prüfung der evangelischen Ueberlieferung und Respekt vor den harten Tatsachen — die Gefahr der Modernisierung und Umdeutung des geschichtlichen Tatbestands zugunsten unserer heutigen Lieblingsgedanken muß dem Historiker bei solchen Untersuchungen stets gegenwärtig sein und ihn davor bewahren, seine Wünsche in die Geschichte einzutragen und sie anders zu lesen, als sie nach ältester Kunde und richtiger historischer Methode gelesen werden muß. (S. 292)

Hiernach gilt es, den Messianismus nicht aus der Geschichte zu streichen, sondern seinen Sinn zu verstehen. Wernle glaubt ihn mit einiger Wahrscheinlichkeit in Folgendem zu erkennen. Jesus hat den jüdischen Messianismus von innen her umgebildet. Entsprechend dem Grundsatz, daß die wahre Größe im Dienen besteht, hat er die messianische Königsherrlichkeit als einen Dienst der Liebe gedeutet. Als König hat Jesus sich gewußt, aber als König von ganz neuer Art. Er hat getrieben von seiner Menschenliebe aus dem jüdischen Messiasberuf den Heilandsberuf gemacht:

Wenn wahrhaft groß und vornehm allein das Dienen und Helfen ist, dann muß der Königsberuf von innen heraus sich verwandeln in den Beruf des Heilands seiner Mitmenschen. Daran wird man sich zu halten haben. Es mag dann immer noch in der Phantasie ein Königsgedanke alten Stils als letzter Lohn und Ziel Jesus vorgeschwebt haben, ja er mag angesichts der herannahenden Katastrophe gerade in diesem alten Herrlichkeitstraum seinen Trost gefunden haben; das sind alte Ueberreste jüdischen Denkens, das Neue und Weiterführende liegt nicht hier. Die Welt lebt nicht davon, daß Jesus auf einem himmlischen Thron sitzt und als Weltrichter in Glanz und Herrlichkeit wiederkommen wird, sondern davon, daß er seinen königlichen Beruf darin fand, den Brüdern wohlzutun und zu dienen mit seinem Gottvertrauen und seiner Liebe und Geduld. Das ist der neue Messianismus, der mit Jesus in die Welt kam. (S. 313)

Zu der Heilandsliebe kommt aber noch ein zweites Merkmal des Messianismus hinzu. Es liegt in der geheimnisvollen Einheit mit dem Vater, aus der heraus Jesus sagen kann: „Wer mich aufnimmt, der nimmt den auf, der mich gesandt hat." Jesus weiß sich als das göttliche Organ schlechthin. Der ganze Messianismus ist zuletzt nichts als der einfache Ausdruck der erlebten Wirklichkeit: Gott ist da. Er kommt nicht erst in der Zukunft. Er ist, wo Jesus ist. In diesem Sinne glaubt Wernle auch das Sohnesbekenntnis Matth. 11, 27 verwerten zu dürfen — der Sohn ist der Wesensverwandte und daher der Vertraute des Vaters:

Der Sohn kennt des Vaters Herz und Willen. Man darf sich darauf verlassen, daß der Sohn aus des Vaters Gesinnung heraus reden und handeln wird. Und darin liegt wiederum das Neue und höchst Eigentümliche am Messiasbewußtsein Jesu. Das Wort Messias oder Sohn Gottes mochte ja auch für ihn zunächst vielerlei bedeuten: der König im kommenden Gottesreich, der große Wunderheld, der Richter, der Dämonenbezwinger; aber alles das ist Jesu nicht eigen und darin liegt die Bedeutung seines Messianismus nicht. Das Neue bestand vor allem darin, daß er als der Vertraute des Vaters unter den Menschen auftrat, als der, der Gottes Herz und Wille kannte und Gottes Nähe und Liebe den Menschen bringen konnte. (S. 327)

Wenn man solche Bekenntnisse Wernles liest, hat man nicht den Eindruck, daß hier noch die Unterscheidung der ruhenden Elemente und des Momentcharakters in Geltung sei. Dieser neue Messianismus ist nicht bloß für den Augenblick da. Wie sollte er auch, wenn Messianismus = Heilandsberuf und = Gegenwart Gottes ist! Dieser Messianismus ist heute noch erlebbar. Er wird von allen denen erlebt, die aus den Evangelien die Heilandsliebe Jesu herausspüren und an ihrem Jesusbild die Gegenwart Gottes empfinden. Wozu auch das heiße Bemühen Wernles, den Vorwurf der Schwärmerei, der sich an den Messianismus heftet, abzuwehren (S. 243, 251, 353), wenn dieser Messianismus nicht für die Gegenwart noch seine Bedeutung hat? Nur dem Gegenwartsmenschen will er phantastisch erscheinen, und bereitet ihm einen Anstoß, der beseitigt werden muß; für die Zeitgenossen Jesu lag die Sache anders. Galt der Messianismus nur ihnen, so war es überflüssig, den Schein phantastischer Schwärmerei mit einem solchen Aufwand historischer und psychologischer Erwägungen zu zerstreuen. Diese Apologetik hat nur einen Sinn, wenn der Person Jesu auch eine Gegenwartsbedeutung zukommt. Dies wird aber auch von Wernle

selbst direkt ausgesprochen. Zu Beginn seines Schlußabschnitts (S. 273) erklärt er:

Kaum für irgend eine andere Religion der Welt ist die Person des Stifters und die Bedeutung, die ihm beizulegen ist, so zentral geworden. Man wird dies in mancher Hinsicht bedauern, weil die große Sache, die er vertrat, die Sache seines Gottes, zuweilen schweren Schaden nahm durch die Schätzung seiner Person und den Streit über die Titel, mit denen man diese Schätzung ausdrücken wollte. Aber auf der andern Seite: wenn wir den Glauben an Jesus und die Liebe zu Jesus aus dem Christentum entfernen wollten, wie armselig würde es? Und wenn nicht alles trügt, und unsere älteste Ueberlieferung uns in unbegreiflicher Weise irreführen sollte, liegt der letzte Grund dieser ganzen persönlichen Zuspitzung der Jesusreligion bei niemand Anderem, als ihm selber.

Ebenso am Schluß:

Es ist gar nicht zu sagen, wie trostlos arm die Welt würde, wenn Jesus aufhörte, den Glauben und die Liebe der Menschen immer wieder auf sich zu ziehen. (S. 367)

7

Gegen solche Worte kann die Unterscheidung der ruhenden Elemente und der Forderungen des Augenblicks nicht aufkommen. Sie machen es unmöglich, Wernles Jesusbild dem zweiten Typus der Christologie zuzurechnen. Viel näher steht es dem dritten. Ich hebe noch zwei Umstände hervor, die in dieselbe Richtung weisen. Der eine ist das Gewicht, das Wernle der Tatsache beilegt, daß Jesus die Vollmacht der Sündenvergebung für sich in Anspruch nimmt. Seinen Jüngern sei dies als das Kühnste erschienen, daß er einzelnen ängstlichen und gedrückten Seelen die Sünden vergab an Gottes Stelle. Die Schriftgelehrten dagegen haben in jenem Anspruch eine Gotteslästerung erblickt, und sie haben von ihrem Standpunkt aus Recht gehabt. Entweder war jener Anspruch Gotteslästerung, oder aber Jesus hatte ein Recht dazu:

Das muß freilich ein ganz besonderer Mensch sein, der Gott so genau kennt, daß er sich getrauen darf, einem Menschen Sünden zu vergeben mit der Gewißheit: Gott vergibt sie ihm. Das deutet hin auf ein ganz tiefes Geheimnis wunderbarer innigster Gottverbundenheit Jesu, die bis in die Tiefen der Einheit des göttlichen Bewußtseins reicht. Im Augenblick, da Jesus einem solchen armen Menschen die Vergebung seiner Sünden aussprach, muß er sich eins mit Gott gefühlt haben, er handelt in diesem Augenblick aus dem Herzen Gottes heraus. (S. 318)

Man kann die Offenbarungsbedeutung der Person Jesu, wie sie im dritten der drei christologischen Typen vertreten wird, kaum auf eine präzisere Formel bringen, als diese: Jesus handelt aus dem Herzen Gottes heraus. Die bloß historische Bedeutung, wie sie der zweite Typus vertritt, ist in dieser Formel weit überboten und die historische durch die religiöse Wertung ersetzt.

Das Zweite ist das kurze Urteil Wernles über die Mystik, die er mit dem Hinweis auf den sittlichen Charakter der Verkündigung Jesu ablehnt. Er verweist auf die zentrale Stellung der Bitte „Vergib uns unsere Schulden" im Herrngebet. Ohne dieses demütige Eingeständnis, daß wir vor Gott als Schuldner erscheinen, gäbe es keine wahrhaftige Gebetsgemeinschaft mit Gott. Dies sei einer der vielen Gründe, warum die Religion Jesu mit der Mystik nichts gemein hat, wenigstens mit dem, was man gewöhnlich unter dem Wort Mystik versteht:

Das scharfe Distanzgefühl des schuldigen Menschen dem allein guten Gott gegenüber verträgt sich nicht mit der mystischen Zerflossenheit von Gott und Mensch. Zwischen den nicht guten Menschen und dem guten Gott kann niemals eine mystische Vereinigung stattfinden.

Scheidet hiermit die geschichtslose Mystik aus, so ist der Raum frei geworden für die Wertung der Geschichte und ihrer Bedeutung für den Bestand des Christentums und für die Bejahung seiner Geltung.

8

Trotz dieser Haltung des Wernleschen Buchs wäre es verkehrt, wenn man daraufhin den Versuch wagen wollte, sein Jesusbild direkt zum Fundament einer christozentrischen Theologie zu machen. Wernle selbst hat durch seine vielen „wahrscheinlich" und „vielleicht" eindringlich genug gewarnt, auf seine historischen Resultate dogmatische Konstruktionen zu bauen. Fundament des Glaubens und einer im Glauben wurzelnden Theologie ist der Wernlesche Jesus nicht, so wenig als der Beyschlagsche oder Weißsche, der Wellhausens oder Albert Schweitzers. Fundament des Glaubens ist allein der Jesus des Neuen Testaments und seine glaubenschaffende Wirkung in der Christenheit. Gewiß, auch dieser Jesus ist Gegenstand der historischen Forschung und der historischen Kritik. Ich halte es für den Grundirrtum an Wobbermins Unterscheidung von Historie und Geschichte, daß er so tut, als wäre die letztere der Kontrolle der historischen Kritik entzogen. Jesus ist einmal eine geschichtliche Gestalt und kann durch keine Macht der Welt dem Bereich der geschichtlichen Kritik entnommen werden. Nur wäre es ein falscher Schluß, daß deshalb der Glaube in eine unerträgliche Abhängigkeit von der historischen Forschung gerate. Unerträglich wäre diese Abhängigkeit in zwei Fällen: wenn sie das allgemeine Priestertum zu Gunsten eines Papats der Gelehrten einschränkte (Kähler) oder wenn sie die Gewißheit des Glaubens unterbände. Ersteres ist nicht der Fall, weil die letzte Instanz auch für den Gelehrten doch derselbe unmittelbare Wirklichkeitseindruck des neutestamentlichen Jesusbilds bildet, welcher auch für den Laien entscheidend ist; letzteres nicht, weil die Vergewisserung um den innersten Gehalt historischer Persönlichkeiten nicht auf derselben Skala größerer oder geringerer Wahrscheinlichkeit sich bewegt, wie die Vergewisserung um die Einzeltatsachen des äußeren Geschehens. Jene erfolgt auch für den Historiker nur dadurch, daß er sich unter die geistigen Wirkungen stellt, welche von den historischen Persönlichkeiten ausgehen. Er wird diese Wirkungen zugleich mit den Mitteln der historischen Kunst kontrollieren. Aber die letzte Instanz hierbei ist wiederum das Dasein oder das Fehlen jenes unmittelbaren, persönlichen Wirklichkeitseindrucks, der von dem überlieferten Geschichtsbild ausgeht oder nicht ausgeht. Ist dieser Eindruck ein bejahender, so enthält er diejenige historische Gewißheit, die es dem Forschen ermöglicht, nun auch die von dem Geschichtsbild ausgegangenen geistigen Wirkungen zu bejahen. Auf unsern konkreten Fall angewendet: der unmittelbare Wirklichkeitseindruck des neutestamentlichen Christusbilds ermöglicht es, den Akt des Glaubens zu wagen, in welchem sich jene historische mit der religiösen Gewißheit zur Einheit zusammenschließt.

Wernles Buch gehört für den Dogmatiker zu den Mitteln der Kontrolle, deren er von seiten der Historie bedarf. Wenn es unter diesem Gesichtspunkt betrachtet wird, so enthält es nichts, das ihn veranlassen könnte, die christozentrische Begründung und Gestaltung der Dogmatik, wenn er diese aus systematischen Gründen für notwendig hält, zu ändern. Im Gegenteil: Wernles Geschichtsbild bietet ihm das Wesentliche von dem, dessen er für seinen systematischen Zweck bedarf. Denn das am neutestamentlichen Christusbild, woran der Glaube sich hält: Jesu sittliche Hoheit und Majestät einerseits, sein Erbarmen und seine Sünderliebe andrerseits und in beidem die Gegenwart und Offenbarung des Vaters — das erscheint auch bei Wernle als der Kern dessen, was Jesus gewesen ist (S. 34, 331). Das ist aber die Hauptsache, auf die es zuletzt ankommt.

9

Nur Ein Punkt bedarf noch einer besonderen Besprechung. Wenn oben gesagt wurde, daß in Wernles Darstellung nichts sei, was der Bindung des Glaubens an die Person Jesu entgegenstehe, so könnte dies doch bezweifelt werden. Diese Bindung schließt nämlich eine Voraussetzung in sich, die noch ausdrücklich herausgestellt werden muß: die Ueberzeugung von der unbedingten Schuldfreiheit des Bewußtseins Jesu und — dies die positive Wendung der negativen Formulierung — von der unbedingten Treue in der Durchführung seines Heilandberufs bis zum letzten Augenblick. Wird nicht diese Voraussetzung in Frage gestellt durch die Behandlung des Kreuzesrufs Mark. 15, 34 und des Worts über das Gutsein Mark. 10, 18? Ich glaube nicht; vielmehr will mir scheinen, als ob gerade die gewagtesten Formulierungen Wernles, die ich mir allerdings nicht anzueignen vermöchte, bei ihm selbst ihre Korrektur und Begrenzung finden. Auf den Kreuzesruf Mark. 15, 34 kommt er wiederholt zu sprechen. Er nennt ihn S. 55 einen „trostlosen Gebetsschrei", fügt aber sofort auf der folgenden Seite hinzu, trostlos wäre das Leben nur dann, wenn ein Anderer als Gott

seine Hand darin hätte. Da nun Jesus nach Wernles eigener Darstellung auch in jenem letzten Augenblick zu Gott flieht und seine Hand ergreift, so wird auch sein Gebetsschrei, der mit „mein Gott" beginnt, nicht „trostlos" zu nennen sein. Aehnlich heißt es Seite 98:

Nicht als ein Held des Gottvertrauens ist Jesus gestorben, sondern als ein schwacher, alle äußere und innere Not in ihrer ganzen Größe empfindender Mensch, der in diesen letzten Qualen den Ton des Vertrauens nicht mehr gefunden hat.

Auch das erscheint mir als zugespitzte Formulierung, die sofort ihre Begrenzung findet, wenn Wernle fortfährt:

Er weiß nur noch, daß er auch mit dieser Not zu seinem Gott fliehen muß, wie er auch in früheren Zeiten mit jeglicher Not und mit jeglichem Anliegen zu ihm seine Zuflucht nahm. Auch das ist eine Art von Gottvertrauen, gerade die Art, die wir kämpfenden, schwachen, erschrockenen Menschen nötig haben.

Wenn es also doch eine Art von Gottvertrauen ist, ja gerade die rechte Art, die im letzten Ruf Jesu zum Ausdruck kam, warum dann vorher die Formulierung, daß er den Ton des Vertrauens nicht mehr gefunden habe? Aehnlich gewagte Formulierungen finden sich Seite 151. 268. 363. Sie sollen aber nach der Meinung des Verfassers den Eindruck nicht aufheben, daß Jesus seinem Gott und seinen Brüdern unbedingte Treue gehalten und seinen Heilandsberuf restlos durchgeführt hat bis zum letzten Augenblick (S. 363).

Und dann das Wort Mark. 10, 18: „Was nennst du mich gut? Niemand ist gut als Gott allein." Hierzu schreibt Wernle:

Wer so allen Menschen das Entweder-Oder, den Doppelweg zum Leben und zum Verlorengehen vor die Seele stellt, und sie zum Wachen, Beten und Nüchternsein auffordert, der wird auch selbst in Ehrfurcht unter seinem Gott stehen, wie sie aus dem Jesuswort „Was nennst du mich gut" uns entgegenleuchtet. Man atmet bei Jesus doch diese Lauterkeit und Wahrheit in der Grundposition des Menschen seinem Gott gegenüber, weil er selbst durchaus gesund, ehrlich und ehrfurchtsvoll unter seinem Gott stand, den er als seinen Vater, aber auch als Herrn des Himmels und der Erde anrief; und vor dessen Heiligkeit er sich in tiefer Scheu verneigt hat. (S. 312)

Davon, daß das Bewußtsein Jesu durch einen Schatten von Schuld getrübt gewesen wäre, ist hier mit keinem Wort die Rede. Was zum Ausdruck kommt, ist nur der Abstand des durch Anfechtung und Versuchung hindurchgehenden Kämpfers und des jenseits des sittlichen Kampfs stehenden absolut „guten" Gottes. Anfechtung, Versuchung, sittlicher Kampf bedeutet aber nicht das Erliegen im Kampf, das das Gewissen befleckt. Die Gutheit, welche abgelehnt wird, bedeutet nicht die Freiheit von Schuld, sondern die Freiheit von Versuchung und Kampf. Dagegen scheint die Meinung des Verfassers eine andere zu sein, wenn er kurz vorher (S. 316) von Jesus sagt, daß er nicht aufhörte „ein Mensch zusammen mit den nicht guten Menschen zu sein" und dann in diesem Zusammenhang die Stelle Matth. 7, 11 zitiert, freilich nur die Ziffer, nicht den Wortlaut: „so ihr, die ihr arg seid". Soll damit Jesus in die Reihe der πονηροὶ ὄντες eingerechnet werden? Die Form der zweiten Person, in der Jesus spricht: „ihr, die ihr arg seid", weist ja viel mehr darauf hin, daß er von den πονηροὶ ὄντες sich unterscheidet, als sich mit ihnen zusammenstellt. Oder in welchem Sinn ist gerade in diesem Zusammenhang das Zitat von Matth. 7, 11 gemeint? Aufs große Ganze gesehen kann ja kaum zweifelhaft sein, wie Wernle zu unserer Frage steht. Es zeigt sich am deutlichsten in seiner Beurteilung der Taufgeschichte, über die er schreibt:

Weil Markus die Johannestaufe als Bußtaufe zur Sündenvergebung bezeichnet, hat man geschlossen, daß auch Jesus sich von seiner Buß- und Gerichtspredigt betroffen fühlte und im Bewußtsein seiner Schuld reumütig zum Jordan pilgerte. Altgläubige Ohren entsetzten sich bei diesem Gedanken, aber es ist diesmal nicht nur altväterische Gewohnheit, sondern auch geschichtliche Einsicht, welche sich schwer in diese Auffassung finden kann. An Jesus berührt uns gerade das so eigen, daß er so gar nicht den Eindruck macht, erst durch einen Bruch, eine Bekehrung und Erlösung zu dem geworden zu sein, als den wir alle ihn kennen. Auch das Messiasbewußtsein verträgt sich schlecht mit der Annahme, daß er sich einst als bekehrter Sünder empfunden habe. Aus dem Bußernst eines Menschen, der nach der Vergebung der Sünden sich sehnt, kann niemals durch irgend einen Vorgang das ganz besondere Sohnesbewußtsein geworden sein, mit dem Jesus von da an königlich und frei allen Menschen gegenübertritt. (S. 38)

Das ist der Gesamteindruck und das Gesamturteil Wernles, gegen das eine einzelne nicht ganz geklärte Aeußerung, wie die oben angeführte (S. 316), nicht aufkommen kann. Es wird also dabei sein Bewenden haben, daß das neueste Jesusbild einer christozentrischen Dogmatik nicht entgegensteht, sondern sie in wesentlichen Punkten stützt.

Nur sei zum Schluß noch einmal betont, daß der Wert des Buchs nicht von der dogmatischen Verwertbarkeit oder Nichtverwertbarkeit abhängt. Es hat ihn in sich selbst. Wenn man sich diesen Wert vergegenwärtigt, so drängt sich von selbst der Vergleich mit den früheren „Leben Jesu" auf. Man nehme die dicken zweibändigen Werke von Beyschlag und Weiß — wie kurz ist dagegen Wernle geraten! Der Grund der Reduktion liegt nicht etwa im knapperen Stil; im Gegenteil, Wernles Darstellung entbehrt nicht einer gewissen anschaulichen Breite. Der Grund liegt in des Verfassers Ueberzeugung, daß der Umkreis dessen, was wir mit einiger Sicherheit wissen können, ungleich kleiner ist, als jene Vorgänger annehmen zu dürfen glaubten. Welche Mühe wenden Weiß und Beyschlag auf, welch umfangreiche Untersuchungen stellen sie an, um die einzelnen synoptischen und johanneischen Stoffe chronologisch und pragmatisch zu ordnen und ein Geschichtsbild zu zeichnen, in welchem der gesamte neutestamentliche Stoff Verwendung findet und jedes einzelne Stück seine bestimmte Stelle hat. Wernle hält dies offenbar für verlorene Liebesmühe. Von Chronologie findet man in seinem Buch herzlich wenig. Sie kommt höchstens darin zur Geltung, daß im ersten Abschnitt einige Sätze über das mutmaßliche Werden Jesu vorkommen und am Schluß von Tod und Auferstehung die Rede ist. Aber im übrigen ist die Gruppierung des Stoffs eine rein sachliche. Damit kommen die umfangreichen Untersuchungen, welche die chronologische Ordnung der überlieferten Stücke fordern würde, in Wegfall. Dafür aber tritt die Person Jesu selbst, sein „Charakterbild", sein „inneres Leben" umso plastischer in den Mittelpunkt. Die Reduktion ist zugleich Konzentration und das ist zuletzt nicht Schaden, sondern Gewinn.

Friedrich Traub

Der moderne Okkultismus und seine Probleme in ihrem Verhältnis zu Religion und Wissenschaft

3

Scheinbar sind wir hier am Ende angekommen und hätten aus der bisherigen Geschichte des Okkultismus nur das Eine gelernt, daß der Mensch trotz vielfacher Bemühungen eben nicht imstande ist, auch nur einen Schritt über die Erfahrungswelt hinauszutun. Dies führt natürlich zu der weiteren Frage, ob für unsere Wissenschaften heute auch wirklich alle Hülfsmittel erschöpft sind, um der Lösung des Menschenrätsels auf der Grundlage der Erfahrung näher zu kommen. Am ehesten werden wir natürlich diese Frage an die moderne Psychologie richten müssen, die von dem Wesen der Seele als solcher so gut wie nichts weiß, während sie ihre Funktionen bis ins Einzelne verfolgt und erforscht hat. Hier begegnen wir denn auch bereits einem großen Mangel, der mit dem Festhalten an der alten kartesianischen Definition von der Seele zusammenhängt: die Nachtseite des Seelenlebens, die uns allein tiefer in dieses Gebiet hineinzuführen vermag, ist von der modernen Psychologie vollständig übersehen worden. Sie weiß daher weder mit der Tatsache des Fernsehens noch mit den Ahnungen etwas anzufangen und begnügt sich eher mit der Annahme, daß das alles auf Selbsttäuschung beruhe, als daß sie versuchte, ob nicht gerade auf diesem, so lange mißachteten Wege eine Lösung des Seelenrätsels möglich ist. Ist dieser Weg, also der experimentelle, gangbar, so bleiben wir natürlich ganz von selbst im Bereiche der Erfahrung und können von hier aus sogar Schlüsse auf ein Weiterleben der Seele nach dem Tode machen, die sicherer sind als diejenigen, die uns von der Theosophie oder dem Spiritismus an die Hand gegeben werden.

Glücklicherweise zeigen sich auch auf dem Gebiete des Okkultismus selbst genug Strömungen, die diese Art von Unter-

suchungen gefördert und in der Gegenwart beinahe zu einem wissenschaftlichen Systeme gemacht haben. Der ältere Spiritismus schloß deduktiv von dem Unbekannten auf das Bekannte — der neuere experimentelle verfährt umgekehrt, indem er induktiv von der Sinnenwelt, d. h. hier vom lebenden Menschen, auf das Uebersinnliche schließt, soweit hier überhaupt Folgerungen zu machen sind. Ist es wirklich so, wie die meisten Religionsformen behaupten, daß wir eine Seele besitzen, die nach unserem Tode frei wird, so liegt es nahe, schon bei Lebzeiten des Menschen Versuche anzustellen, diese Seele vom Körper zu trennen und ihre Wirksamkeit in diesem Zustande zu beobachten. Und umgekehrt: ist es Tatsache, daß im Menschen ein geistiges Prinzip lebt, das nicht an die Existenz unseres materiellen Körpers gebunden und daher schon bei Lebzeiten von ihm trennbar ist, so haben wir auch keinen Grund anzunehmen, daß dieses Prinzip mit dem Tode des Körpers zu Grunde geht, sondern es muß weiter leben, wenn wir die Gesetzmäßigkeit nicht nur für diese, sondern auch für jene andere Welt anerkennen, und dann alle die Fähigkeiten entfalten, die es während des Zusammenlebens mit dem Körper nur keimhaft zum Ausdruck bringt.

Das ist also jene erweiterte Psychologie, die man in der Gegenwart kurzweg als experimentellen Okkultismus bezeichnet und die im übrigen ihre Wurzeln nicht bei uns hat, sondern in Frankreich, wo man schon im siebzehnten Jahrhundert daran ging, jenen Träger der Seele oder die Vermittlung zwischen ihr und dem Körper zu suchen. Erst um die Wende des neunzehnten Jahrhunderts kann man hier von einem greifbaren Ergebnis reden. Es war ein jüngst verstorbener Oberst in Paris, de Rochas, dem es zum ersten Male gelang, die Trennung jenes Empfindungskörpers experimentell nachzuweisen, indem die Versuchsperson Reize (Nadelstiche u. a.) an ihrem eigenen Körper empfand, die in einer Entfernung von mehreren Metern der Luft versetzt worden waren. Rochas hat seitdem in dem weit verbreiteten Buche „Die Ausscheidung des Empfindungsvermögens" darüber Rechenschaft abgelegt. Besonders vervollkommnet ist dieses Verfahren aber von den Brüdern Durville worden, die jene Trennung eines feinstofflichen Körpers (des „Fluidalkörpers") als Sitz der Empfindung in allen möglichen Formen durchgeführt haben, sodaß die Wissenschaft nun imstande ist, sich über das Wesen und die Tätigkeit jenes Körpers ein ziemlich genaues Urteil bilden zu können.[1])

Die Frage, ob es bei dem Tode des Menschen auch mit seinem Bewußtsein vorbei ist, kann also heute zuversichtlich verneint werden; wir sind sogar imstande, aus diesen Versuchen ein paar Schlüsse auf das Leben zu machen, das nach dem Tode die menschliche Seele erwartet. Mit dem irdischen Bewußtsein,

1) Einen kurzen Ueberblick über die Vorgänger von de Rochas und Durville, zu denen übrigens auch der durch die viel umstrittenen Odforschungen bekannte Frh. von Reichenbach gehört, gibt jetzt de Rochas in dem Buche: Die Grenzen der Wissenschaft (übersetzt von H. Kordon. Leipzig, M. Altmann). Für die Forschungen über den Fluidalkörper kommen in Betracht H. Durville: Die Physik des Animal-Magnetismus (übersetzt und mit Anmerkungen versehen von Fr. Feerhow. Leipzig, M. Altmann) und H. Durville: Der Fluidalkörper des lebenden Menschen, in gleicher Uebersetzung und gleichem Verlage. Der Fluidalkörper Durvilles war natürlich auch schon vor diesen Untersuchungen bekannt und tritt bald als Astralkörper in der Theosophie, bald als Doppelgänger im Volksglauben auf. Die Versuche geschehen in der Weise, daß bei einem gewissen Grade des magnetischen Tiefschlafs die Empfindung den physischen Körper verläßt und in mehrere Seelen übergeht, die sich aus den dem Körper entströmenden Effluvien bilden, bis sie sich schließlich zu einem Phantom vereinigen, das gewöhnlich links von dem Versuchskörper steht. Dieses Phantom des Lebenden ist leuchtend und weiß und empfängt alle Eindrücke und setzt sie in Gefühle um, welche der physische Körper empfindet; es hat alle Sinne, vermag auf die Materie zu wirken u. s. f. Merkwürdig ist übrigens die Aehnlichkeit, die zwischen diesen Phantomen und denjenigen besteht, die sich auf ganz ähnliche Weise nach den Berichten als Materialisationen im spiritistischen Sinne gezeigt haben und die schon die Seherin von Prevorst beschreibt, sodaß schon danach der Schluß nahe liegt, daß wir es hier nicht mit Betrug zu tun haben, sondern mit Aeußerungen einer unbekannten Naturkraft, deren Erforschung uns vielleicht noch wichtige Aufschlüsse über das Wesen der Materie geben wird. Einen lesenswerten Bericht über alle diese Fragen gibt die kleine Schrift von J. Peter: Der Spiritismus und seine Phänomene (Leipzig, O. Mutze).

das steht nach diesen Versuchen jedenfalls gänzlich fest, darf die Seele auf keinen Fall identifiziert werden. Es ist noch etwas Anderes, Höheres in uns, das hinter unserem körperlichen Bewußtsein steht, und es ist gerade hieraus ersichtlich, wie weit unsere bisherige Psychologie noch vom Ziele entfernt ist, wenn sie sich ängstlich an dieses vorübergehende sinnliche Bewußtsein anklammert, das noch dazu in stetiger Entwicklung begriffen ist und keinen einzigen Schluß auf das wirkliche Leben der Seele gestattet. Allerdings reichen alle diese Erfahrungen, wie schon du Prel in dem Buche ausgeführt hat, in dem zum ersten Male die Ergebnisse der okkultistischen Experimentalforschung philosophisch verwertet sind,[1]) zu einer eingehenden Metaphysik nicht hin, und auch mediale Kundgebungen können diese Lücke nicht ausfüllen. Wir müssen uns vorläufig mit dem begnügen, was wir haben, und dankbar dafür sein, daß wir auf diese Weise wenigstens einigermaßen in der Fülle der Rätsel, die uns umgeben, festen Fuß fassen und von hier aus an die Erreichung noch höherer Ziele gehen können.

4

Natürlich muß neben der Psychologie auch die Theologie und die Religionswissenschaft das größte Interesse an der Lösung dieser Fragen haben, und es sind bereits von seiten des Okkultismus eine ganze Reihe von Versuchen gemacht worden, um hier zu sicheren Ergebnissen zu kommen. Bieten doch nicht nur die Bücher der Bibel, sondern auch die Geschichte der christlichen Kirche eine ganze Reihe von Berichten dar, die so unverkennbar an das Tatsachenmaterial des Okkultismus erinnern, daß man nur gezwungen eine Trennung zwischen beiden Gebieten vornehmen kann.[2]) Ist es wahr, daß die magischen (d. h. erst nach dem irdischen Tode spontan eintretenden) Fähigkeiten der menschlichen Seele sich bloß bei dem voll entfalten, der das Bestreben hat, nur das Gute zu tun und im moralischen Sinne zu handeln, so ist von vornherein zu erwarten, daß auch in der geistigen Bewegung des Christentums, das wie keine andere Religion auf der Moral aufgebaut ist, sich jene Erscheinungen zeigen, deren Studium bisher von den exakten Wissenschaften so gänzlich vernachläßigt worden ist. Interessant und in neuerer Zeit viel beachtet worden sind besonders die Zeugnisse, die angeblich Verstorbene selbst über das Wie und das Wo des Weiterlebens abgelegt haben. Die Geister, mit denen es die Seherin von Prevorst zu tun hat und die von ihrem wirklichen Vorhandensein mehr als einmal durch Einwirkung auf die Materie Zeugnis abgelegt haben, vertreten wie die Somnambule selbst im wesentlichen die Anschauungen des strengen Luthertums, während die Erscheinungen, die sich an das in der katholischen Kirche vielgenannte Phänomen der eingebrannten Hand knüpfen, eine derartige Bestätigung der Lehre von dem Fegefeuer zu sein scheinen, daß in der katholischen Apologetik selbst auf diese merkwürdige Erscheinung hingewiesen worden ist.[3]) Hier ist ein Fall, wo allein der experimentelle Okkultismus helfen kann: da der Mensch nach ihm, wenn er das Jenseits betritt, weder seinen Charakter ändert noch seine Anschauungen, so ist mit du Prel durchaus die Annahme möglich, daß der eben Verstorbene seine Gedanken in Handlungen umsetzt und um sich herum eine stoffliche Umgebung bildet, die durchaus dem entspricht, was er bei seinem Eintreten in jenes andere Bewußtseinsreich erwartet hat.

Freilich handelt es sich auch in diesem Falle wie so oft im Okkultismus nur um eine Möglichkeit, da auch noch die An-

1) Der Tod, das Jenseits, das Leben im Jenseits. Leipzig, Max Altmann. 3. Auflage 1910.

2) Einiges Material dazu bietet in letzter Zeit W. Kuhaupt: Die okkulten Erscheinungen und das Wunderbare um die Person Jesu. Aschersleben, Hallersche Buchdruckerei 1913.

3) Es handelt sich bei dem Phänomen der eingebrannten Hand um Brandspuren, welche in Form einer Menschenhand in dazu bereit gehaltene Tücher eingebrannt sind und angeblich von Verstorbenen herrühren, die im Fegefeuer für ihre Sünden zu leiden haben und sich an Lebende wenden, um sich durch deren Fürbitte ihren Zustand erleichtern zu lassen. Tücher mit derartigen unerklärlichen Malen werden mit der urkundlichen Beschreibung des Vorgangs vielfach in katholischen Klöstern u. s. f. aufbewahrt. Siehe darüber u. A. Clericus: Zum Phänomen der eingebrannten Hand. Psychische Studien, 41. Jahrgang, 2. und 3. Heft.

nahme eines Betruges von seiten einer transzendenten Intelligenz nicht von der Hand zu weisen ist; aber der Fortschritt liegt gerade in diesem Falle darin, daß das Beweiskräftige, das man lange Zeit auf seiten des Katholizismus hierin gesehen hat, für immer beseitigt ist. Ein großer Teil des bis jetzt vorliegenden Stoffes bedarf noch der Ordnung, die allein auf jenem induktiven Wege möglich ist, den wir bei der Besprechung des experimentellen Okkultismus gekennzeichnet haben. Erfreulich ist, daß gerade in der letzten Zeit ein Werk erschienen ist, das in derselben Weise vorgeht und, weil es tief in die Probleme der Religionsgeschichte eingreift, zum Schlusse einer besonderen Erwähnung wert ist. Es ist das Buch des Freisinger Lyzeumsprofessors L. Staudenmaier: Die Magie als experimentelle Naturwissenschaft. (Leipzig, Akademische Verlagsgesellschaft 1912. 187 S. 4,50 Mk.) Der Leser begegnet hier einem großen Teil der mittelalterlichen Dämonen- und Spukgestalten, aber nicht in objektiver Form, sondern nur, soweit sie der Verfasser durch Autosuggestion in sich selbst hervorbrachte. Natürlich sind dadurch die Phänomene des Spiritismus, soweit sie durch optische und chemische Hilfsmittel festgestellt sind, nicht aufgehoben, aber die Aehnlichkeit zwischen beiden läßt durchaus verstehen, daß lange Zeit auf diesem Gebiet wie auf keinem andern Wahres und Falsches durcheinander gegangen ist und daß das Mißtrauen nur allzu gerechtfertigt war, das auch die Theologie dem Okkultismus entgegengebracht hat. Erst durch die Versuche am lebenden Menschen hat sich der Okkultismus den exakten Wissenschaften ebenbürtig an die Seite gestellt, und es ist zu wünschen, daß diese seine Bedeutung als erweiterte Naturwissenschaft von dieser selbst bald genügend gewürdigt wird und beide Teile dadurch eine entsprechende Belebung und Vertiefung erfahren.

H Hänig

Von jenseits der Ostgrenze

1

Der Deutsche Evangelische Kirchenausschuß hat zusammen mit dem Gustav-Adolf-Verein ein gutes Werk getan. Sie haben dem Konsistorium der Evangelisch-lutherischen Kirche im Königreich Polen eine Anzahl Pfarrer für die seit Jahr und Tag verwaisten deutschen Gemeinden zur Verfügung gestellt, so daß, wenn wir noch den Dienst der Etappenpfarrer an Zivilgemeinden hinzunehmen, diese Gemeinden jetzt alle versorgt sind. Und so sitze ich nun in einem Städtchen nahe der Preußischen Grenze. Wenige Kilometer nördlich geht die Eisenbahn, eine der Hauptlinien im Osten, und wenn ich auf die benachbarte Höhe steige, sehe ich das Rollen der Züge gen Osten zur fernen Front. Bei uns ist Frieden. Eine Hand voll Soldaten weilt auch hier. Polizei und Stadtverwaltung stehen unter militärischer Leitung, und die zahlreichen großen Güter geflüchteter polnischer Edelleute und die sogenannten Donationsgüter in der Umgegend, einst konfisziertes polnisches Land, das der Zar russischen Familien geschenkt hatte, werden von erfahrenen Landwirten in Feldgrau bewirtschaftet. Denn der Krieg soll den Krieg ernähren.

Ein russisches Judennest, das ist das Gepräge des Städtchens. Ein großer, zur Hälfte gepflasterter Markt, daran eine doppeltürmige katholische Kirche im Jesuitenstil, die deutsche Kirche, ein massiver Bau mit niedrigem Turm, und sonst kleine Häuser aus Holz und Backstein, mit Schindeln und Pfannen gedeckt, etliche Gassen dazu, die schon ganz dorfartigen Charakter tragen, das ist das Stadtbild. Darin eine starke jüdische Bevölkerung, körperlich verkümmert, mit Kleidern wie aus dem Trödlerhause, die Männer mit langen Bärten und alten Hüten, die Frauen mit weiten Tüchern, ihr Jiddisch redend, dann die Deutschen, Ackerbürger, Handwerker, Arbeiter, und endlich, an Zahl am geringsten, die katholischen Litauer, die niedrigste Schicht.

Der Ort selbst hat nicht viel gelitten. Etliche Granaten sind wohl auch in die Stadt geschlagen, aber im Ganzen ist alles stehen geblieben. Böser sieht es in der Umgegend aus. Dort stehen Ruinen von Gebäuden in großer Zahl, viele Gehöfte sind ganz zerstört, und die einsamen Kreuze und Soldatengräber auf dem noch kahlen Brachfeld und den Wiesen reden von Kämpfen vergangener Tage. Mehrfach sind die Wellen des Krieges über dies Land gegangen. Der Russenvormarsch nach Ostpreußen ging hier durch. Damals nahmen die Offiziere den Mund voll und trugen den Kopf hoch: „Wir werden die Deutschen zerschmettern!" Und durch den Nachbarort gingen mit der Bahn unzählige Züge mit geraubtem Gut, mit Möbeln und Kleidern, mit Klavieren und Maschinen, mit allem, was irgend des Mitnehmens wert war, weit ins Innere Rußlands; geschäftstüchtige russische Juden haben da geschachert und gehandelt und unendliches Geld verdient. Groß war das Elend der verschleppten Ostpreußen, die hier durchkamen. Sie haben gehungert und gefroren, und nicht wenige sind zu Grunde gegangen. Mit ihnen schickte man zugleich die hier wohnhaften Reichsdeutschen ins Gouvernement Wologda und nach Sibirien. Dann folgten Hindenburgs Siege und erster Vormarsch nach Suwalki und Augustowo. Die Deutschen im Lande atmeten auf. Es gab wohl viel Einquartierung; es wurde auch viel requiriert; aber es ging alles in Ordnung zu. Dann kam der Rückzug Ende Oktober. Die Russen drangen wieder vor, und die deutschen Bauern traf hier ein hartes Geschick. Eine ganze Anzahl wurde von den Russen verhaftet und aufgehängt. Es wurden ihnen die Kleider abgenommen und sie dann mit dem Strick um den Hals, nur mit dem Hemd bekleidet, in die Grube geworfen. Hier und da gab es noch besondere Scheußlichkeiten. Auch einige Frauen wurden gehängt, und die Männer noch besonders gemartert, ihnen Nase und Ohren abgeschnitten.[1]) So fanden sie die Ihrigen, als sie nach Wochen von der Flucht zurückkehrten und die Leichname herausholten und bestatteten. Immer wieder begegnet mir die Anklage, daß diese schrecklichen Morde auf die Anschuldigungen und Aufhetzereien der katholischen litauischen Bauern zurückzuführen seien.

Und nun mußte das Grenzgebiet von der deutschen männlichen Bevölkerung geräumt werden. Sie wurde nach Szwenzianty gebracht und hat dort wochenlang geweilt. Dann schien es, als ob die Russen sich in Ostpreußen festsetzen wollten und dem Grenzgebiet keine Gefahr mehr drohte. Niemand kümmerte sich um die weggebrachten Deutschen mehr, und langsam kehrten sie wieder in ihre Höfe und Dörfer zurück. Da kam Ende Januar 1915 ein neuer Befehl, die ganze deutsche Bevölkerung, groß und klein, sollte weit ins Innere verschickt werden. Mit guten Worten und gutem Geld gelang es, noch etliche Tage Aufschub zu erlangen, und nun brach Hindenburg in der Winterschlacht wie ein Wettersturm vor, und die Deutschen hier waren gerettet. Heiß wurde hier noch gekämpft. Am Nordwestende der Stadt waren die Russen auf dem Friedhof verschanzt, und im Schneesturm griffen die deutschen Soldaten an. Ihre Maschinengewehre säuberten den Kirchhof, und manches Kreuz und mancher Grabstein trägt noch die Narben jenes Kampfes; einige hundert Russen liegen in einem Massengrab in der Nähe.

Seitdem ist es hier stille geworden. Aber freilich manche Familie ist aus einander gerissen, und niemand weiß, ob sie sich wieder zusammenfindet. Wenn man hier und da fragt: Wo ist der Mann? wo ist der Sohn? so heißt es oft: Von den Russen verschleppt. Von manchen haben die Angehörigen Nachricht. Andere sind ganz verschollen, und niemand weiß, ob sie noch leben. Nicht gering ist die Zahl der deutschen Häuser, wo der Mann oder Sohn seit Kriegsanfang im Felde steht; ja es sind nicht wenige Fälle, wo der Sohn für die Russen kämpft, und die Russen haben hier seinen Vater gehängt. Am glücklichsten sind noch die Frauen, deren Männer in deutscher Kriegsgefangenschaft sind, und nun kommen sie zu mir und bitten, daß ihre Männer frei zurückkehren dürfen, und können es nicht verstehen, daß das nicht angeht.

Brunau

---

1) Man kann nicht skeptisch genug sein gegen diese Greuelgeschichten. Der Berichterstatter hat es nicht gesehen, und er sagt auch nicht, daß seine Gewährsleute es gesehen haben. Wenn nach dem Folgenden die Leichen verstümmelt vorgefunden wurden, so kann der Frevel auch an den Toten vorgenommen worden sein. Das ist schlimm genug, aber doch ein Unterschied. D H

Bulgarische Legenden

Vgl. Nr. 11, 12, 13

Der heilige Elias und die Hunde

Es regierte irgendwo ein Kaiser, der äußerst gutmütig und milde seinen Untertanen gegenüber war. Die Missetäter wurden meist begnadigt, sodaß die Räuber und Verbrecher täglich zunahmen. Da schickte Gott den heiligen Elias, um im Lande dieses Kaisers Ordnung und Ruhe herzustellen. Der Heilige kam ins Land, ging in die Hauptstadt und schlug dem Kaiser vor, er möge ihm erlauben, drei Tage an seiner Statt zu regieren, er wolle ihm im Lande Ordnung schaffen. Der Kaiser ging darauf ein, und der heilige Elias setzte sich auf den Thron. Er erließ einen Befehl an die Bevölkerung, daß er, der neue Kaiser, nur drei Tage regieren werde, und er befehle alle Läden zu öffnen und offen zu halten, widrigenfalls die Zuwiderhandelnden bestraft würden. Es mußte sich nun die ganze Stadt dem Befehle des Heiligen fügen, trotzdem die Zahl der Gauner und Missetäter eine große war. Dabei freuten sich diese, weil ihnen nunmehr die offenen Läden zur Verfügung standen. Da erschrak der Kaiser des Landes, daß er sein Amt einem Anderen abgetreten — aber Kaiserwort wird gehalten. Und der Heilige schickte nun seinen Diener zu den Selchereien, um den größten dort liegenden vieräugigen Hund aufzusuchen. Der Diener sprach zum Hunde, der heilige Elias lasse ihn grüßen und ihn bitten, er möge bei ihm erscheinen, er habe ihm etwas zu sagen. Der Hund erschien vor dem Heiligen. Dieser befahl nun dem Hunde, er möge alle Hunde der Stadt versammeln und ihnen befehlen, keinen Bissen Brot drei Tage und drei Nächte zu verzehren. Sie sollten an allen Straßenecken der Stadt Wache halten und jeden Dieb und Eindringling in Stücke reißen. Der Plan wurde ausgeführt, und es gelang, die Diebe zu ertappen, die alle von den Hunden in Stücke zerrissen wurden. Die ganze Stadt staunte, wie über Nacht den Plündereien ein Ende gemacht war. Da ersuchte der Kaiser den Heiligen, er möge auch in den andern Städten des Landes dieselbe Ordnung herstellen. Am dritten Tage seiner Regierung verschwand der heilige Elias. Da sagte der Kaiser, der Heilige sei von Gott geschickt gewesen, um ihn zu lehren, die Schlechten zu strafen und sie nicht nur zu bemitleiden, wie er es früher getan. Danach richtete sich der Kaiser in seinem Lande auch fernerhin.

Der Rat der Heiligen

[Vorsicht beim Vorlesen!]

Als Gott die Menschen erschaffen, da versammelten sich alle Heiligen, um darüber zu entscheiden, wie sich die Menschen vermehren sollen. In dieser Versammlung beschlossen die Heiligen Folgendes: Es mögen sich Männer und Frauen in die Augen schauen, und durch den gegenseitigen Blick möge das Kind empfangen werden, d. h. entstehen. Sodann begannen die Heiligen ihren Schmaus, wobei der Heilige Johannes Chrysostomos den Tisch bediente und die Küche zu besorgen hatte. Die Heiligen probierten die Brühe und sagten: „Johann, die Suppe ist nicht gesalzen!“ Da nahm der heilige Johannes eine Hand voll Salz und bewegte die Hand über den Töpfen, ohne Salz hinein zu werfen. Die Heiligen machten noch einen Schluck und sagten: „Ist noch nicht gesalzen, Johann!“ Da bewegte der heilige Johannes nochmal seine Hand voll Salz darüber und fragte, ob die Suppe noch immer nicht gesalzen sei. Sodann warf der Heilige Salz hinein, und die Heiligen waren zufrieden. Da fragte der heilige Johannes, warum ihnen jetzt die Suppe gesalzen schmecke. „Weil du früher deine Hand bewegtest, ohne Salz hineinzuwerfen“, erwiderten die Heiligen. — „So kann auch kein Kind nur durch den Blick allein empfangen werden“ sagte der heilige Johannes Chrysostomos, worauf die Anderen erwiderten: „Golden ist dein Mund, Johannes!“

Seitdem entschieden die Heiligen die Frage dahin, sie erlauben die Heirat den Menschen, damit sie sich vermehren. Dem heiligen Johannes aber vergoldeten sie den Mund, und seitdem wird er der „heilige Johann Goldmund“ genannt.[1])

1) Chrysostomos heißt Goldmund. Von ihm handelt noch eine andre Legende, die wir aus Schicklichkeitsgründen doch besser ungedruckt lassen, die aber gelehrtem Interesse zur Verfügung steht.

Die vorstehenden Stücke sind übertragen aus dem Sbornik za Narodni Umotvorenija, Nauka i Knižnina (Sammlung für Volksbildung, Wissenschaft und Gelehrsamkeit) Band 1, 2, 3, 5, 6. Nur „Der Rat der Heiligen“ aus Sbornik na Ministerstoo, za Narodni Umotvorenija, Nauka i Knižnina (Sammlung des Ministeriums für Volksbildung, Wissenschaft und Gelehrsamkeit) Band 5.

L Barbar

In Dähnhardts „Natursagen“ finden sich eine ganze Anzahl bulgarischer Legenden. Wir geben hier noch zwei aus dem zweiten Bande wieder, der die „Sagen zum Neuen Testament“ enthält (Leipzig, Teubner 1909):

Warum man den Krebs in der Fastenzeit ißt

Die Juden hatten, um den Herrn zu kreuzigen, fünf Nägel zubereitet; vier für die Hände und Füße und einen für das Herz. Man hatte sie auf die Erde gelegt. Aber ein Krebs kam aus dem Wasser, erwischte einen Nagel und trug ihn ins Wasser. Darum segnete Gott den Krebs, und man ißt ihn in der Fastenzeit.

Warum es dem Nagelschmied und dem Zigeuner nicht gut geht

Als sie Christus kreuzigten, da riefen sie einen Meister herbei, damit er das Kreuz verfertige, und auch einen Aegypter [Zigeuner], damit er vier Nägel mache, mit denen sie Christum ans Kreuz nageln könnten. Weder der Meister noch der Aegypter machte dagegen eine Einwendung, trotzdem sie wußten, daß man Christum kreuzigen wolle. Der Meister verfertigte das Kreuz, so wie es ihm die Juden befohlen hatten, und der Aegypter schmiedete fünf statt vier Nägel. „Warum hast du fünf Nägel gemacht?“ fragten die Israeliten, „wir haben dir nur vier angesagt, zwei für die Hände, zwei für die Füße.“ „Ja, so habt ihr es angesagt,“ meinte der Aegypter, „aber ich dachte bei mir anders und machte auch einen fürs Herz.“ „Du hast es dir gut ausgedacht,“ versetzten die Israeliten. Als sie dies sprachen, hörte ihre Worte ein Schafhirt, der in der Nähe stand; ihm tat es gar leid um Christum, und damit sie ihm den Nagel nicht durch das Herz schlügen, stahl er ihn. Als nun die Juden den Nagel fürs Herz nehmen wollten, da war dieser nicht mehr vorhanden. Die Israeliten meinten, daß ihn einer der Umstehenden genommen habe, und gaben den Soldaten den Befehl, Alle der Reihe nach zu durchsuchen, und bei wem der Nagel gefunden würde, dem solle er durchs Herz geschlagen werden. Als der Schafhirt dies hörte, war er ganz hin vor Angst. Da gab ihm im letzten Augenblicke Gott den Gedanken ein, den Nagel hinabzuschlucken, damit ihn die Israeliten nicht fänden. Und im letzten Augenblick verschluckte er ihn, und er blieb ihm am Ende der Gurgel stecken. Deshalb haben viele Menschen am Ende der Gurgel den Nagel [Adamsapfel], weil sie eben von diesem Hirten abstammen . . . Der Aegypter wurde verflucht, daß er stets nur Nägel mache, und bevor er bitte und bettele, nichts zu essen bekomme. Auch der Meister, der das Kreuz verfertigte, wurde verflucht, daß er nie reich werden solle; darum gibt es bei diesem Handwerk keinen reichen Meister.

Ein Kenner der griechischen Heiligengeschichte schreibt uns zu diesen bulgarischen Legenden, daß sie ganz anders sind als die griechischen. Er kenne keine griechischen (und orientalischen) Parallelen zu den hier gedruckten Stücken, insbesondre keine, welche die Frage nach der Entstehung des Bösen und sonstige naive Welterklärung zum Inhalt haben. — Auf unsre Frage, wer denn der Elias dieser bulgarischen Legenden sei, antwortet er uns, daß die beiden Elias, mit denen die griechische Hagiographie es zu tun habe, dem Kalabrer Elias junior und Elias Spelaiotes, nicht in Frage kommen; wenn es nicht einen ihm unbekannten bulgarischen Elias gäbe, so müsse wohl der Prophet Elias gemeint sein. Vielleicht weiß einer unsrer sonstigen gelehrten Leser uns noch etwas zur Ergänzung zu sagen. D H

Verschiedenes

Ein feste Burg ist unser Gott. Deutsch-christliches Dichterbuch. Herausgegeben von Adolf Bartels. Halle, R. Mühlmann 1916. LVI und 682 S. Gebunden 6 Mark.

Ein umfassend angelegtes Werk. Der Herausgeber hat bereits in seiner Geschichte der deutschen Literatur und sonst ein sympathisches Verständnis für die deutsche geistliche Dichtung bewährt, das ihn im Bunde mit seiner literargeschichtlichen Schulung für ein Sammelwerk deutscher religiöser Lyrik befähigt. Richtig baut er dieses in sieben Büchern auf historischer Grundlage auf. Es umfaßt 540 Gedichte von 338 Dichtern und reicht vom Mittelalter bis zur Gegenwart,

wobei neben ausgiebiger Berücksichtigung des Kirchenliedes in fortschreitendem Maß die religiöse Lyrik weltlicher Dichter zur Geltung kommt, bis sie mit dem Ende des achtzehnten Jahrhunderts ganz in den Vordergrund tritt. Seinen nächsten Zweck, als Trost- und Erbauungsbuch, als eine Art weltlichen Seitenstücks zum Gesangbuch zu dienen, erfüllt es ohne Zweifel, und auch als umfangreichste Sammlung deutsch-religiöser Lyrik wird es sich seine Stelle erobern. Nur daß der Umfang eines Sammelwerks ein bedingtes Lob ist; es kommt auf die Grundsätze der Auswahl an. Und hier läßt sich nicht sagen, daß der Herausgeber immer Charakteristisches und Wertvolles aufgenommen habe. Daß z. B. einer der eigenartigsten Lyriker der Reformationszeit, Albrecht von Preußen, fehlt, während der traditionelle Albrecht der Jüngere von Brandenburg immer noch figuriert, ist — vollends im gegenwärtigen Augenblick — unverständlich. Und Ambrosius Blaurer ist mit einem, Opitz mit drei Liedern bedacht! Die Rubrik „Katholische Lieder" ist, selbst wenn man die mittelalterlichen Stücke und die Lieder katholischer Dichter herbeizieht, zu dürftig ausgestattet. Auch hinsichtlich der Textrezension ist manches zu erinnern. So ist nicht, wie der Herausgeber meint, aus „Es ist ein Reis entsprungen" „bekanntlich" später eine „Ros" geworden, das Umgekehrte ist der Fall und der sonst so zuverlässige Wackernagel hier im Irrtum. Daß einzelne mittelalterliche Lieder in hochdeutscher Uebersetzung geboten werden, ist wohl bei der populären Tendenz des Buches unvermeidlich; aber daß Tersteegens Gotteslied „Für dich sei ganz mein Herz und Leben" noch in der pietistischen Verballhornung des „Ich bete an die Macht der Liebe" erscheint, nachdem neuere Gesangbücher zum ursprünglichen Text zurückgekehrt sind, ist unerlaubt. Die Fassung des Sterblieds „Christus, der ist mein Leben" ist nicht glücklich. In Johann Schefflers „Mir nach, spricht Christus" ist die Strophe „Ich zeig euch das, was schädlich ist" eine spätere Hinzufügung. Ueberhaupt ist der gleichmäßige Rückgang auf die Quellen zu vermissen. Ebenso zeigt sich Bartels in den Verfasserangaben bei der kirchlichen Dichtung immer noch zu sehr von der älteren Tradition abhängig (vgl. Monatschrift für Gottesdienst und kirchliche Kunst 1905, S. 349 ff., 1910 S. 86 ff.). Z. B. sind Nicolaus Decius, Johann Hesse, Johann Agrikola mindestens nur mit Fragezeichen zu nennen, andre Namen wie Martin Rutilius, Wilhelm II. zu Sachsen-Weimar und gar Luise Henriette, Kurfürstin von Brandenburg müssen aus den Verfasserangaben verschwinden. Auf den hochverdienten Hymnologen Tümpel kann sich Bartels hier nicht berufen, denn dessen traditionelle Stellung zu einzelnen der vorliegenden Fragen ist singulär. Möchte es dem Herausgeber gefallen, sein tüchtiges Werk durch Beseitigung derartiger Mängel zu vervollkommnen. Mit größerer Sicherheit bewegt er sich auf dem Gebiet der neueren Dichtung, wenn schon auch in diesem Teil eine strengere Sichtung zu wünschen übrig bleibt. Unter den Neuesten hat er mit Recht die ausgeschlossen, die in ihrer Auseinandersetzung mit Gott eine „Komödie der Eitelkeit" aufführen. Von den Aufgenommenen ist z. B. Max Bewer mehr als entbehrlich; Bedeutendes fehlt. In der geschichtlichen Einführung setzt sich Bartels zweckmäßig mit dem Leser auseinander. Das Urteil freilich, daß kaum etwas im Wege stünde, Goethes „Der du von dem Himmel bist" und den „Gesang der Erzengel" aus dem „Faust" in die Gesangbücher aufzunehmen (LI), verkennt ebenso die Eigenart dieser Gedichte wie das Wesen des Gemeindelieds. Was Bartels aber über die Armut an vaterländischen Liedern im Gesangbuch sagt, trifft zu; daß er bei seiner Auswahl auch die neueste Kriegslyrik bedacht hat, ist nur zu billigen. Rudolf Günther

Mitteleuropa. Von Friedrich Naumann. Berlin, Georg Reimer 1915. 299 S. 4 Mk.

Aus dem Meer von Schriften politischen Inhalts, die während dieses Kriegs trotz dem Burgfrieden, ob auch in mannigfacher Erschwerung durch diesen, auf dem Büchermarkt erschienen sind, ragt dieses neueste Werk Friedrich Naumanns als der große Treffer, wie man es wohl bezeichnen kann, vor allen andern hervor: vielleicht die verdienstlichste Tat Naumanns unter all dem Vielen, was das deutsche Volk ihm schon zu verdanken hat, und jedenfalls dasjenige Werk, um das ich selbst — wenn es Sinn hat, so etwas zu sagen — ihn am meisten beneide. Damit möchte ich doch nichts Andres zum Ausdruck bringen als das außergewöhnliche Maß an Zustimmung, das ich, im Unterschied von so mancher andern Entwicklung Naumanns in den letzten anderthalb Jahrzehnten, eben diesem Programm gegenüber empfinde, indem es, so wenig eigentlich neue Gedanken Mancher darin finden mag, mir geradezu das lösende Wort für unsere derzeitige Situation zu enthalten scheint: das heißt dasjenige Ziel unsrer äußeren Politik, das sich aus der Lage, wie sie durch diesen Krieg sich gestellt hat, als nächstes mit zwingender Notwendigkeit ergibt und das einfach so erfüllt werden muß, falls nicht, wie Naumann mit Recht bemerkt, dieser ganze Krieg schließlich umsonst, das Wort natürlich cum grano salis verstanden, geführt sein soll. Denn es ist nun einmal so, daß ein Ereignis von so ungeheurer Art auch hinsichtlich der Weiterentwicklung eine zwingende Logik in sich trägt, die nicht ungestraft überhört werden kann. Es stellt sich eben nicht bloß als Produkt des Zufalls dar, sondern als das unvermeidliche Fazit der Entwicklung, der das ganze letzte Vierteljahrhundert, um nicht weiter auszugreifen, zugestrebt hat. Wenn diese innere Forderung einmal auf ihren Ausdruck gebracht ist, so wird dieser damit zu einem Ferment, das die Welt nicht zur Ruhe kommen läßt, bis es zu einem geschichtlichen Faktum geworden ist.

Also ein rückhaltloses Bekenntnis zu Mitteleuropa! Nur daß auch dies immer nur für den Grundinhalt dieses Programms, für den Kern seiner Forderungen gilt. Der läuft in diesem Fall darauf hinaus, daß der bisherige Rahmen, in dem unser deutsches Volk seiner Aufgabe als Zentrum dieses europäischen Weltteils genügt hat, nicht mehr ausreicht. Es muß sich zu einem wirklich dem Namen „Mitteleuropa" entsprechenden Staatsverband auswachsen, in erster Linie durch engere Vereinigung mit Oesterreich-Ungarn. Das mit diesem seit Ausgang der siebziger Jahre bestehende Freundschaftsverhältnis, das zur Zeit in so großartiger Weise seine Probe besteht, muß nun zu einem auch von den Volksvertretungen sanktionierten staatsrechtlichen Gesamt-Organismus militärisch-wirtschaftlicher Natur ausgestaltet werden, also, um ein Bild zu brauchen, aus dem bisherigen, jederzeit kündbaren Freundschaftsbund eine eigentliche Ehe werden. Mag nun eine solche gegenüber einem ernsthaften Liebesverhältnis, das nicht nur auf augenblicklicher Aufwallung der Leidenschaft, sondern auf wirklicher gegenseitiger Ergänzung beruht, nicht nur Vorteile, sondern auch Nachteile in sich schließen: die rechtliche Bindung wird leicht als Zwang empfunden, gegen den sich zumal der schwächere Teil doppelt wehrt. Dennoch bleibt allen derartigen Belastungsproben zum Trotz der schwerwiegende Vorzug, daß das ganze Verhältnis aus der bisherigen Unsicherheit der jederzeit kündbaren Freundschaft in ein sicheres Rechtsverhältnis übergeführt wird, auf das man auch weitgehende Zukunftsrechnungen basiren und so langfristige Wechsel ausstellen kann, bis einem mit der Zeit dieser ganze Zustand als der natürlich gegebene erscheint und zu einer Selbstverständlichkeit des eigenen Lebens wird.

Was für wertvolle aktuelle Vorteile eine solche Sicherheit in sich schließt, zeigt Naumann in der Einleitung aus der Natur dieses Kriegs: seiner Entwicklung zum Positions- oder Stellungskrieg, mit dem für die ganze weitere absehbare Zukunft für unsern Weltteil kraft seiner dichten Bevölkerung gerechnet werden muß und als dessen Folge wir die Wiederaufwärmung des einstigen römischen Limes durch den Schützengraben erlebt haben. Eine Vergleichung, die sich jedem Geschichtskundigen längst aufdrängen mußte, deren Konsequenzen nun aber Naumann mit gewohnter Meisterschaft zieht: indem er darauf hinweist, welch ungeheure Ersparnis an Kraft es bedeutet, ob man diesen Grenzgraben künftig nicht allein um unser Deutsches Reich, sondern um ganz Mitteleuropa herumziehen darf, also, wie er es versteht, um Deutschland samt Oesterreich-Ungarn herum. Nur daß wir nach der heutigen Entwicklung, nach dem Beitritt von Bulgarien zu unserm mitteleuropäischen Bündnis, dann in diesen Grenzgraben auch den gesamten Balkan und selbstverständlich auch Polen einschließen würden, wodurch diese Rechnung erst recht ihre schlagende Kraft bekommt: denn auf diese Weise käme, wie ich für mich nachgerechnet habe, auf den einzelnen Kilometer etwa das Dreifache an wehrfähiger Mannschaft, die dahinter stände, nämlich gegen 70 000 statt sonst nur 25 000 Seelen, d. h. die militärische Auslese davon.

Damit ist schon gesagt, daß wir zu denen gehören, die, wie das eine Reihe von Korporationen, Handelskammern u. A. bereits getan haben, heute nicht mehr nur auf Verheiratung mit Oesterreich-Ungarn rechnen, sondern in diesen mitteleuropäischen Block mindestens auch Bulgarien einbeziehen. Mag das nach einer Hinsicht als Bedrohung von Naumanns nächstem Programm erscheinen, so dürfte in Wirklichkeit vielleicht dabei eher eine Erleichterung herauskommen durch Schaffung eines Gegengewichts gegen die Bedenklichkeiten, mit denen offenbar besonders in Ungarn sich Manche, obenan auch der führende Staatsmann Tisza tragen: diese sind aus der Frage zu erklären, ob auch in dem größeren Verband Ungarn noch die Rolle spielen könnte, die ihm heute als dem stärkeren Faktor der Doppelmonarchie auch uns gegenüber zukommt. Zum Glück fehlt es, so viel wir sehen, doch auch dort nicht an Politikern, die merken, welch gewaltigen Vorteile eben bei der Weitererstreckung auf den Balkan Ungarn aus seiner zentralen Lage erwachsen müssen, Vorteile, die wir um des größeren Ziels wegen ihm ebenso neidlos zu gönnen hätten.

Näher gehen uns an die Bedenken, die in uns näher stehenden Kreisen bestehen und in deren Vertretung namentlich Baumgarten in seiner „Evangelischen Freiheit" zu einer in der Hauptsache ablehnenden Stellung gegenüber „Mitteleuropa" gekommen ist. Es sind die Bedenken des bewußt deutsch-nationalen Protestantismus, die sich aus dem so weit überwiegenden katholischen Charakter Oesterreichs ergeben, sobald man die Ziffern der konfessionellen Statistik zu Grunde legt. Denn nach diesen, die Oesterreich-Ungarn als einen zu mindestens Dreivierteln römisch-katholischen Staat erscheinen lassen, liegt die Befürchtung nahe genug, daß in dem Gesamtgebäude, auch wenn man das konfessionelle Moment grundsätzlich für eine Sache der Einzelstaaten erklären wollte, doch den deutsch-protestantischen Gedanken in noch viel höherem Grade Abbruch geschehen könnte, als dies in unserm Deutschen Reiche allein mit Preußen als führendem Staate je zu erwarten sein wird, und so der Romanismus in Mitteleuropa aufs neue wieder in die Stellung einrücken könnte, die er im alten deutschen Reich als einem „römischen Reich deutscher Nation" gehabt hat. Aber gegenüber dieser Befürchtung glaube ich als einer, der Oesterreich wenigstens in seinen zisleithanischen Hauptteilen gründlicher als leicht ein zweites Land kennen gelernt hat, darauf hinweisen zu dürfen, daß man sich immer ein falsches Bild macht, wenn man jene Zahlen der konfessionellen Statistik zur Grundlage nimmt. Hat doch die bekannte evangelische Bewegung mindestens das deutsche Bürgertum der Städte und auch die Arbeiterschaft in einem Maße gepackt, daß in Oesterreich reisen mehr Stärkung des deutsch-liberalen protestantischen Empfindens bedeutet, als man aus einem zweiten Teil von Deutschland und selbst Norddeutschland mitnehmen kann. Vollends in einem Gebilde wie

Mitteleuropa wäre die Hoffnung berechtigt, daß, selbst wenn sich dies auch nicht als Kristallisierungspunkt erweisen sollte, dem sich auch andre Staaten ebenfalls protestantischen Grundcharakters mit der Zeit anzuschließen streben werden, schon um der Vielseitigkeit seiner konfessionellen wie nationalen Bestandteile willen sich jede konfessionelle Einseitigkeit von selbst fernhalten muß. Allerdings müßte schon um dieser konfessionellen Unparteilichkeit willen umsomehr auch jenes Programm, das Rade in seiner „Kirche nach dem Kriege“ aufgestellt hat, nach meinem Empfinden sich absolut ausschließen, sodaß ich also von dieser Seite mich mit Baumgartens Kritik im Februarheft seiner „Evangelischen Freiheit“ in weitem Maße einverstanden erklären muß: ob auch zum größten Teil aus ganz anderen Voraussetzungen heraus. Aus welchen? darf vielleicht ein andermal deutlicher dargelegt werden, falls die ersehnte Freiheit von der Zensur nicht mehr allzulange auf sich warten läßt und der Deutsche wieder in den Stand gesetzt sein wird, ernste Probleme in ihrem ganzen Umfang mit dem Ernste zu behandeln, der seiner würdig und für seine Seele unentbehrliche Daseinsbedingung ist. Inzwischen sei doch auch das nicht verhohlen, daß auch nach dieser Richtung „Mitteleuropa“ eine erfreulich tröstliche Erscheinung ist als Beweis dafür, daß wenigstens dort, wo das Buch herausgekommen ist, ein unbefangeneres Empfinden für die Naturbedürfnisse der deutschen Seele auch im Weltkrieg vorhanden ist, als man es von andern Teilen her gewohnt ist. Und in diesem Sinn gratulieren wir Naumann doppelt zu seinem großen Wurf mit „Mitteleuropa“.

Julius Gmelin

Im Kampf gegen Rußland. Von Wilhelm Konrad Gomoll. Leipzig, Brockhaus 1916. 180 S. 42 Bilder. 1 Mk.

Das Buch des bekannten Kriegsberichterstatters verdient in der nachgerade unübersehbar gewordenen Kriegsliteratur eine besondere Erwähnung. Es schildert spannend die Kämpfe in Polen und Galizien bis zur Einnahme von Nowo-Georgiewsk und gibt nicht bloß eine übersichtliche Darstellung der Kriegsereignisse, sondern zugleich eine treffliche, oft mit Humor gewürzte Schilderung des Lebens im Bewegungskampf.

E St

Die deutschen Ostseeprovinzen Rußlands, ihre politische und wirtschaftliche Entwicklung. Von A. von Engelhardt. München, Georg Müller. 278 S. 3, gebunden 4 Mk.

Der Verfasser hat „versucht, einen gedrängten Abriß der geschichtlichen, kulturellen und politischen Entwicklung des baltischen Landes zu geben, aus dem der Leser selbst die Schlußfolgerung ziehen könne, ob man die Ostseeprovinzen mit Recht als ein deutsches Land bezeichnen dürfe und ob es wünschenswert oder nötig sei, daß sie ein solches bleiben.“ Er hat dazu nicht eine zusammenhängende Abhandlung, sondern eine Reihe mehr feuilletonistisch gehaltener Aufsätze geschrieben, die manche Wiederholungen enthalten und teilweise fragmentarischen Charakter tragen. An einzelnen Stellen wünschten wir wohl eine ausführlichere Darstellung, so im geschichtlichen Teil und bei der Schilderung der Verhältnisse von Kirche und Schule. Wertvolles, durch reiche Tabellen unterstütztes Material erhalten wir über die geographische, landwirtschaftliche und industrielle Lage: in der für die Gegenwart so wichtigen Besiedelungsfrage wird ein klares Bild der vorhandenen Möglichkeiten gegeben, und wenn auch die Annahme, daß 3 Millionen Hektar für diesen Zweck verfügbar seien, gewagt und die Zahl der deutschen Bauern, die hier ihr Auskommen finden könnten, zu hoch gegriffen scheint, so ist doch die große Bedeutung einer Gewinnung von deutschem Kolonistenland in den Provinzen dargetan. Vor allem gewinnt man einen starken Eindruck davon, was deutsche Kultur hier unter unendlichen Schwierigkeiten geleistet hat. Hier ist eine Herrenrasse entstanden, gewohnt zu befehlen; aber ihr verdanken wir es, daß die Provinzen deutsch geblieben sind. Sie hat trotz einzelner Ueberläufer tapfer dem Russentum Stand gehalten und der deutschen Kulturwelt eine im Verhältnis zu ihrer geringen Zahl ganz überraschend große Anzahl von hervorragenden Männern geschenkt. Das wäre noch mehr hervorgetreten, wenn nicht bloß, wie im Anhange geschieht, die baltische Dichtung, sondern auch der Anteil des Baltentums an der deutschen Wissenschaft geschildert worden wäre. Es ist nur zu begreiflich, daß ein Balte vor allem bei der jetzigen Lage des Landes nicht überall mit kühler Objektivität, sondern in heißer Liebe zu seinem schönen Vaterlande und mit starkem Zorn gegen seine Bedränger schreibt. Um so mehr wird die Schrift die Absicht erfüllen, die Sehnsucht nach einer Erhaltung des Baltenlandes für die deutsche Kultur weithin zu stärken.

Ewald Stier

Territorium und Reformation in der hessischen Geschichte 1526—1555. Von † Walther Sohm. Marburg, Elwert 1915. XXVIII und 186 S. [Veröffentlichungen der Historischen Kommission für Hessen und Waldeck XI 1, Urkundliche Quellen zur hessischen Reformationsgeschichte, Einleitung]. 6, gebunden 7,50 Mk.

Nur mit tiefer Wehmut können wir dies hinterlassene Buch eines früh Gestorbenen anzeigen. Noch vor der Drucklegung ist sein Verfasser in den allerersten Tagen nach Kriegsausbruch auf dem Ausmarsche das Opfer eines Unglücksfalles geworden. Der Vorstand der Historischen Kommission für Hessen und Waldeck, in deren Dienst er seine junge, doch bereits durch die Schrift über Johann Sturm erprobte Arbeitskraft gestellt hatte, hat diese Abhandlung zum Druck gebracht, und der Vater Rudolph Sohm hat ein kurzes, in seiner Sachlichkeit ergreifendes Geleitwort dazu geschrieben. Die Wissenschaft hat viel an dem jungen protestantischen Historiker verloren, der an den reformationsgeschichtlichen Stoff mit einer ausgebildeten geschichtlichen Methode zugleich die fruchtbare Fragestellung seines Vaters heranbrachte. Ein mit aller Sorgfalt gesammeltes, gesichtetes und gelesenes Aktenmaterial ist in diesem Buche mit ganz sicherer, wenn auch etwas schwerer Hand gemeistert und auf seinen geistigen Inhalt scharfsinnig untersucht worden.

Es erzählt, wie die Reformation in einem der wichtigsten Territorien des damaligen Deutschland, in der Landgrafschaft Hessen, auf die Ausbildung des innerstaatlichen Lebens gewirkt hat, — eine Frage, die über dem Interesse an der Entstehung der Landeskirche und an der Veränderung des Verhältnisses zwischen Territorium und Reich bisher sehr unbilligerweise zurückgetreten war. Es erklärt anschaulich, wie die reformatorische Entdeckung von der Gewissensfreiheit (denn eine Entdeckung war es, nicht eine Neugestaltung) und die damit gegebene Beseitigung des geistlichen Rechtes und der Autorität der Römischen Kirche die territoriale Obrigkeit zum allein verantwortlichen Erzieher des Volkes machte, wie dabei aber das Territorium notwendig konfessionell intolerant werden mußte, weil man sich eine andere als eine religiöse Sittlichkeit garnicht vorstellen konnte. Wo falsche Lehre, da auch schädliche Sittlichkeit. Dieser Grundsatz stand so fest, daß der Staat deshalb wegen seines eigensten Interesses an der Volkssittlichkeit keine falsche Lehre dulden konnte. Es ist höchst merkwürdig zu sehen, wie ein Geschlecht, das von der Ueberzeugung erfüllt ist, in der Gewissensfreiheit, in der Unabhängigkeit der Seele von äußeren Werken und Zeremonien, einen unvergleichlich wertvollen Schatz errungen zu haben, zugleich ein Gemeinwesen nicht nur erträgt, sondern neu schafft, das der äußeren Geltendmachung religiöser Ueberzeugungen durch Wort und Schrift und Organisation die allerengsten Schranken zieht.

Weshalb? Weil das Territorium anders eben kein einheitliches Ganze werden konnte, weil es ein einheitliches Volkstum, wie es dem Nationalstaate der Gegenwart Bestand verleiht, damals noch nicht gab, weil das Volk zu einer solchen Einigkeit erst erzogen werden mußte und deshalb alle den Einzelnen absondernden Gewalten unterdrückt werden mußten. Der intolerante Staat war die geschichtlich notwendige Vorstufe des toleranten Staates, der gegen die Lehre gleichgültig sein konnte, weil ihn ein Gemeingefühl der Gesinnung trug, das in den gemeinsam durchlebten politischen Schicksalen seinen Grund hatte.

Freilich nicht von Anfang an ist die territoriale Obrigkeit, nachdem ihr die Aufgabe der Volkserziehung zugefallen war, intolerant gewesen. Am Anfang stand das Vertrauen: Das Wort wird es tun. Die Obrigkeit braucht nichts weiter, als für die Predigt des Evangeliums zu sorgen, dann wird das Volk sittlich sein ohne Gesetz und Büttel. Es verleiht der Darstellung Sohms einen besonderen Reiz, wie zögernd, wie wehmütig widerwillig Landgraf Philipp diesen idealistischen Glauben erst einschränkte, dann mehr und mehr aufgab und nun Amtmann, Gesetzeszwang, Strafe in Bewegung setzte, um dadurch wenigstens einigermaßen zu erreichen, was sich als von innen wachsende Frucht der Predigt nicht zeigen wollte. Was trieb dazu? Die Erfahrungen, die man mit dem Stumpfsinn der Masse und mit der Frechheit der Mächtigen machte, die Unfähigkeit der Prediger, der Widerstand der irgendwie am Alten Interessierten gegen jede Neuerung, dann aber auch die Schwierigkeit der neu sich erhebenden volkswirtschaftlichen und verwaltungstechnischen Aufgaben. Gerade die Einsichtigen und Erfahrenen verlangten am dringendsten nach festen Ordnungen, nach Befehl und Aufsicht. Den entscheidenden Zwang aber übte die Wiedertäuferbewegung aus. Sie nötigte den Staat einerseits zu den schärfsten Maßregeln bis zur Landesverweisung und Todesstrafe gegen die Wiedertäufer, wie sie andererseits zur straffsten polizeilichen Sittenzucht an Predigern und Gemeinden trieb, um der Absonderung der Ernsten und Frommen von der Kirche den moralischen Grund zu entziehen. Die Wiedertäuferbewegung hat in der Reformationsgeschichte dieselbe Bedeutung, wie die Gnosis für die Entwicklung des urchristlichen, vom heiligen Geiste erfüllten Liebesbundes zu der unter Priesterherrschaft, Glaubensgesetz und Bußzucht stehenden katholischen Kirche.

Sohms Buch zeigt, wie sich die Verfestigung und Verhärtung der evangelischen Idee zum intoleranten Konfessionsstaate mit unabweisbarer Notwendigkeit vollzogen hat, nachdem einmal die katholische Kirche ausgeschaltet war. Aber es deutet auch an, weshalb diese Intoleranz früher oder später weichen mußte, weil sie eben nicht mehr, wie die Intoleranz der katholischen Kirche, aus religiösen Voraussetzungen erwachsen war, sondern aus politischen Rücksichten, denen sich die protestantischen Führer nur seufzend und mit dem Bewußtsein des inneren Widerspruches fügten.

Soll ich noch eine mir sehr wertvolle Erkenntnis aus Sohms Buch herausheben, so ist es die, wie richtig sich gerade dem ins Einzelne dringenden Blick der Satz erweist, daß die Reformation das Ende der kirchlichen Form des Christentums überhaupt bedeutete und in ihrem Machtbereich die sichtbare Kirche einfach beseitigte. Man verkennt gründlich den Sinn der Bemühungen Luthers, womit er sich abwechselnd an den christlichen Adel, an die Stadtobrigkeiten, an die Häuflein bewußter Christen wandte, um die Predigt des Evangeliums zu gewährleisten, wenn man sie als Versuche zum Bau einer sichtbaren Kirche auffaßt.

Erich Foerster

Literatur

Deutsche Hochschulzeitung. Akademisches Wochenblatt. Kriegsnummer. Wien, Deutsch-akademischer Verlag. Halbjährlich 6 Kronen = 6 Mark. Probehefte unberechnet.

Der Krieg und der Christ. Glaubensworte in ernster Zeit, herausgegeben von Pastor Max Glage. Hamburg, Rauhes Haus. 80 S. 1 Mk.

Der Große Krieg, dargestellt nach den politischen Urkunden der Regierungen, den Berichten der Heeresleitungen, amtlichen Veröffentlichungen und Mitteilungen der verschiedensten Art, sowie Schilderungen von Mitkämpfern und Augenzeugen, von Hanns von Zobeltitz. Mit Abbildungen, Karten und Kartenskizzen. Bielefeld und Leipzig, Velhagen u. Klasing. 2 Bände in 6—8 Abteilungen zu je 3—4 Mk.

Kriegshefte aus dem Industriebezirk. 13. Heft: Vom Kulturglauben der deutschen Barbaren, ein Vortrag von Fritz Haun. 25 S. 60 Pfg. 14. Heft: Kriegszeit und Jenseitsglaube von Walter Rausch. 60 S. 75 Pfg. Beides Essen, G. D. Baedecker.

Westdeutsche Kriegshefte, herausgegeben vom Verbande katholischer Arbeitervereine Westdeutschlands. Nr. 6: Verwundet, von Unteroffizier Fritz Magon. 36 S. 30 Pfg.

Falsche Propheten. Ein Rückblick auf die Stimmungsmache der Entente im Herbst und Winter 1914/15. Stuttgart und Berlin, Deutsche Verlagsanstalt. 30 S. 25 Pfg.

Volksschriften zum großen Krieg 21/22: Deutsche Stimmen aus dem Elsaß, gesammelt von Otto Michaelis. Berlin, Verlag des Evangelischen Bundes. 13.—15. Tausend. Erweiterte Ausgabe. 40 S. 20 Pfg.

Weltkriegsgeschichten, herausgegeben und eingeleitet von Walter von Molo. Mit Bildern von Ludwig Berwald („Der Eichenkranz" Band 2). Hamburg-Großborstel, Verlag der deutschen Dichter-Gedächtnisstiftung. 181 S. Gebunden 1,80 Mk.

Kleine Mitteilungen. Das Jahresregister für 1915 wird der Nummer 18 beiliegen. Einzelbestellungen ohne Verzug erbeten.

Unter dem Titel Konferenz Deutscher Evangelischer Arbeitsorganisationen ist ein Bericht über die Begründungsversammlung der vielgenannten „Arbeitsgemeinschaft" vom 22. Februar erschienen, herausgegeben vom Arbeitsausschuß. Kommissionsverlag Fr. Zillessen Berlin C 19. 39 S. 50 Pfg. Wer sich über die Sache ein Urteil bilden will, wird dieses Protokoll kennen müssen. Vgl. Nr. 12 Sp. 230 f.

Der Friede ist gewiß noch fern. Aber wenn man die Reden der beiden leitenden Staatsmänner in Ruhe überdenkt, dann kommt man doch zu ähnlichem Ergebnis, wie der Sozialdemokrat Stampfer es auf seine Weise ausgesprochen hat: „Wir erblicken in ihnen den tastenden Versuch zweier Staatsmänner, einen Weg zu finden, der ohne den »Krieg bis zum Ende« zum Frieden führt. Beide sind sehr vorsichtig, sehr zweifelhaft, sehr darum besorgt, nicht durch unbedachte Worte die Kampfkraft des eigenen Landes zu schwächen. Denn noch immer ist Krieg, und weder Herr v. Bethmann noch Herr Asquith weiß, wie lange noch Krieg sein wird. Noch ist nicht Tag. Aber zum erstenmal glaubt das angestrengte Auge in der Nacht des Wahnsinns ein mattes Aufleuchten der friedenbringenden Vernunft zu erkennen." R

Verantwortlicher Herausgeber Prof. D. Rade in Marburg i. H.

Anzeigen

Freunde der Christlichen Welt

Leipzig. Dienstag 16. Mai 8 Uhr im Auguste-Schmidt-Haus, Dresdener Straße 7 (Roter Saal): Befriedigen die protestantischen Gottesdienste die kirchlichen Bedürfnisse der Gegenwart? Stiftssuperintendent Professor Bithorn-Merseburg.

Volkskirchlich-soziale Vereinigung Sachsen-Anhalt

Gesamttagung 5. Mai **Magdeburg**, Stadtmissionshaus 3½ Uhr Pfr. Lic. Geibel: Kirche und Siedlungsreform. 8 Uhr Pfr. Pauli: Die Geburtsstunde der Zukunft; Pfr. D. Stock: Die Gemeinde der Zukunft.

Chronik der Christlichen Welt
J. C. B. Mohr, Tübingen

Nr. 15. Aus Norwegen — Die orientalischen Kirchen und Rußland (I. Teil) — Der Krieg: Die französischen Protestanten und die Schweizer Religiös-Sozialen; Anschlagbilder für Lichtspielbühnen.

Die Töchterheime des Ev. Diakonievereins
Cassel-Wilhelmshöhe, Lindenstraße und **Cassel-Wilhelmshöhe** am Brasselsberg, Heime für Töchter gebildeter Stände mit hauswirtschaftlicher Ausbildung und wissenschaftlicher Weiterführung.
Prospekte wie nähere Mitteilungen durch den **Vorstand des Ev. Diakonievereins, Berlin-Zehlendorf, Frl. Elisabeth zu Strohe, Frl. Henny Rocholl, Cassel-Wilhelmshöhe Lindenstrasse 13 und Frl. Aug. Muus in Cassel-Wilhelmshöhe am Brasselsberg.**

Arbeitsfreudige junge Mädchen (18—35 Jahre)
mit guter Schulbildung werden zur **Ausbildung als Schwestern** für die sächsischen Heil-, Erziehungs- und Krankenanstalten gesucht. Staatsanstellung, gutes Gehalt. Pensionsberechtigung. Aufnahmebedingungen werden versendet.
Oberpfarrer Naumann, Rektor des Kgl. Schwesternhauses, Hubertusburg b. Wermsdorf, Bez. Leipzig.

Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Tübingen

Zeitschrift für Theologie und Kirche

Von **Johannes Gottschick** begründet

Organ für systematische und prinzipielle Theologie

In Verbindung mit

Beth, Eck, Häring, Harnack, J. Kaftan, Kattenbusch, Lobstein, Loofs, E. W. Mayer, Mezger, R. Otto, O. Ritschl, Scheel, von Schultheß-Rechberg, M. Schulze, Steinmann, Stephan, Thieme, Titius, F. Traub, Troeltsch, J. Wendland, Wendt, Wobbermin

herausgegeben von

D. W. Herrmann und **D. M. Rade**
Professoren der Theologie in Marburg

Sechsundzwanzigster Jahrgang 1916

Hugo Lehmann: Der Krieg und Gott. Ueber die Bedeutung der Gottesvorstellung bei Ueberwindung kultureller Katastrophen.

Theophil Steinmann: Der Pietismus und sein Problem. Eine Auseinandersetzung mit Dr. Liebe's Wort „Wider den Pietismus".

Jährlich 6 Hefte. Abonnementspreis im Inlande Mk. 6.—
Dies Doppelheft im Einzelverkauf Mk. 3,20.

Im Verlag **Gräfe & Unzer,** Königsberg i. Pr., Paradeplatz, erschien soeben:

„Was wir in der Russennot 1914-15 erlebten."

Zweiter Band. 22 **neue** Berichte ostpreußischer Pfarrer mit 9 Kunstbildern, gesammelt und herausgegeben von **Lic. theol. Nietzki,** Dompfarrer. Ein starker Band **kartoniert 3 Mk.**

(Berichte aus Allenburg, Domnau, Gerdauen, Goldap, Gumbinnen, Lötzen, Lyck, Memel, Nordenburg, Pillkallen u. a. Zehn Monate in russischer Gefangenschaft. Von Pfarrer B.)

Der Ertrag dient der inneren Ausstattung der verwüsteten Kirchen.

Soeben ist erschienen:

Feste Herzen

Ein Jahrgang Kriegsandachten
von **Erwin Gros,**
Pfarrer in Esch (Taunus)
Preis schön broschiert Mk. 1.50

Schmerzen, Angst und Sorgen durchzittern heute täglich Millionen von Herzen um ihre Lieben im Felde. Erwin Gros, der seit Beginn des Krieges drei Söhne im Felde hat, und denen dieser Band gewidmet ist, bietet mit diesem Buch allen ein **„Trost- und Erbauungsbuch"**, geeignet die Herzen stark und fest zu machen in Gott wider alle Not. **Ein Buch zur rechten Zeit bildet dieser Band eine willkommene Ostergabe auch für unsere Krieger.**

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen

Verlag von **W. Kohlhammer** in **Stuttgart, Berlin, Leipzig**

Verlagsbuchhandlung Fr. Zillessen Berlin C 19, Wallstrasse 17/18

Soeben gelangte zur Ausgabe:
Bericht über die Begründungsversammlung der
Konferenz Deutscher Evangelischer Arbeitsorganisationen
am 22. Februar 1916 in Berlin
Herausgeg. v. Arbeitsausschuss
Preis 50 Pfennige

Im **Stiftungsverlag in Potsdam** erschien soeben:

In Südwest

unter englischer Herrschaft
Von **Hans Liebold,**
Pfarrer in Keetmannshoop
32 Seiten in wirkungsvollem zweifarbigem Umschlage
— **40 Pfg.** (Porto 5 Pfg.) —
Wohl der erste zuverlässige Bericht eines Augenzeugen.

Probenummern

der Christlichen Welt versendet jederzeit unentgeltlich der Verlag.

Reisekörbe

Soldaten- und Waschkörbe, sowie Obst-, Kartoffel-, Futter- und Spreukörbe liefert billigst
Peter Wiesner
Groß-Umstadt

Allee-Kurhaus Baden-Baden
Modernes Sanatorium für innere, Nerven-, Stoffwechsel-Krankheiten. Herrliche Lage an der Lichtentaler Allee.
Professor Dr. v. Düring :: Dr. Giese
Das ganze Jahr geöffnet Winterkuren

Verlag der Christlichen Welt in Marburg i. H. — Druck von Heinrich Bauer in Marburg i. H.